

Handlungsmacht bei geschlechts- spezifischer Gewalt

Perspektiven für eine ressourcenorientierte Präventionsarbeit

Master-Thesis
Eveline Müller

Begleitperson
Dr. Susanne Nef

Zweitgutachter
Prof. Dr. Patrik Manzoni

Masterstudiengang
Zürich,
Herbstsemester 2022

Abstract

Diese Masterarbeit befasst sich mit dem Thema geschlechtsspezifische Gewalt an weiblich gelesenen Personen. Das Forschungsinteresse liegt auf den Handlungsmöglichkeiten der Betroffenen in der Situation selbst und nach einem Erlebnis geschlechtsspezifischer Gewalt. Anhand von Interviews wird in einem ersten Schritt beleuchtet, auf welche Ressourcen sich die Betroffenen gestützt haben und welche hilfreich waren, um sich zu schützen und Handlungsmacht zu behalten oder wiederzuerlangen. In einem weiteren Schritt werden auf dieser Basis mögliche Ansätze für die Prävention in der Sozialen Arbeit herausgearbeitet. Methodologisch basiert die Arbeit auf der konstruktivistischen Grounded Theory.

Die Ergebnisse zeigen, wie gesellschaftliche Skripte, beziehungsweise geschlechtsspezifisches Rollenverhalten, eine Kultur der Gewalt an Frauen* ermöglichen und fördern. Diese Skripte zu durchbrechen, ist ein Schlüssel für das Behalten oder Wiedererlangen von Handlungsmacht. Hierbei stützen sich die Interviewpartnerinnen auf verschiedene kulturelle, individuelle und sozioökonomische Ressourcen. Als Präventionsmöglichkeit wird eine vermehrte Schulung und Sensibilisierung der Professionellen der Sozialen Arbeit vorgeschlagen. Empfehlenswert ist weiter die Schaffung von sicheren, geschlechtergetrennten Lern- und Austauschräumen für Adressat*innen. Bei Kindern und Jugendlichen sollte vermehrt eine geschlechtersensible Pädagogik im Zentrum stehen. Ein letzter Ansatz sind Selbstverteidigungstechniken, welche sich Mädchen* schon früh aneignen sollten.

Danksagung

Ich möchte mich an dieser Stelle bei allen Interviewpartnerinnen ganz herzlich dafür bedanken, dass sie sich Zeit genommen haben und mir das Vertrauen entgegengebracht haben, ihre Erlebnisse geschlechtsspezifischer Gewalt zu erzählen. Ebenso möchte ich mich bei Susanne Nef für die Begleitung dieser Masterarbeit und die wertvollen Rückmeldungen zu den jeweiligen Arbeitsschritten bedanken. Ein weiterer Dank geht an Angela Aerne, Judith Stalder und Patrizia Giossi von Wen-Do Zürich, sowie an Jeanne Allemann von Wen-Do Bern, an die Beraterinnen der Frauenberatung sexuelle Gewalt, sowie an das Team des Frauen-Nottelefons Winterthur für die Vermittlung der Kontakte zu den Interviewpartnerinnen und die wohlwollende Unterstützung für meine Forschungsarbeit. Schliesslich möchte ich mich bei Antonia Mariani, Monika Streule, Peter-Paul Bänziger, Rahel El-Maawi und Stephanie Schuhmacher für die die kritische Lektüre der Arbeit, die Unterstützung und die Ermutigungen bedanken.

Inhalt

1. Einleitung	6
1.1. Erkenntnisinteresse	7
1.2. Relevanz für die Soziale Arbeit.....	8
1.3. Aufbau der Arbeit	9
2. Theoretischer Rahmen.....	10
2.1. Geschlechtsspezifische Gewalt gegen Frauen*	10
2.2. Agency und Handlungsmacht	11
3. Stand der Forschung	14
4. Methodologie und Methoden	18
4.1. Methodologie	18
4.2. Methodisches Vorgehen	19
4.2.1. Problemzentrierte Interviews und Interviewleitfaden	19
4.2.2. Theoretische Sensibilisierung anhand von Gedächtnisprotokollen	20
4.2.3. Samplingstrategie und Samplebildung.....	21
4.2.4. Datenanalyse und Interpretation.....	22
4.3. Reflexion und Limitationen	23
5. Ergebnisse.....	26
5.1. Die Interviewpartnerinnen und die analysierten Situationen geschlechtsspezifischer Gewalt ..	26
5.2. Wie Skripte geschlechtsspezifische Gewalt ermöglichen und formen.....	29
5.2.1. Angst haben vor fremden Männern.....	29
5.2.2. Ich kann Opfer werden – Opfer werden die anderen	32
5.2.3. Sich passiv verhalten, Scham- und Schuldgefühle haben.....	34
5.2.4. Tabuisierung und Normalisierung geschlechtsspezifischer Gewalt	37
5.2.5. Höflich und harmonisch sein und sich verpflichtet fühlen.....	40
5.3. Wie die Skripte durchbrochen werden	41
5.3.1. Kulturelle Ressourcen: Das Entlernen von Skripten und Erlernen neuer Handlungsmöglichkeiten	42

5.3.2. Individuelle Ressourcen: Strategien der Selbstermächtigung.....	51
5.3.3. Sozioökonomische Ressourcen: Unterstützende Strukturen nutzen.....	59
6. Diskussion der Ergebnisse.....	67
7. Präventionsansätze für die Soziale Arbeit.....	72
7.1. Sensibilisierung der Professionellen der Sozialen Arbeit	72
7.2. Sichere Lern- und Austauschräume für Frauen* schaffen	73
7.3. Geschlechtersensible und tabufreie Kinder- und Jugendarbeit	74
8. Ausblick.....	78
Literatur	80

1. Einleitung

Gewalt gegen Frauen* ist eine Ausdrucksform «der historisch gesehen ungleichen Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen» (UN-Generalversammlung, Artikel 48/104) und der damit verbundenen Vorstellungen über die Rollen und das Verhalten der Personen entsprechend ihrem Geschlecht. Diese Form von Gewalt ist also tief in unserer Gesellschaft verankert. Auch wenn sich die Rollenbilder heute in der urbanen Mittelschicht der Schweiz zu verändern beginnen, sind geschlechtsspezifische Rollenmuster in der Gesamtgesellschaft nach wie vor vorherrschend. Die damit einhergehenden Zuschreibungen – stark, selbstbewusst, laut und aggressiv oder aber schwach, schüchtern, ruhig, zurückhaltend und empathisch – finden sich in allen Lebensbereichen wieder. Nicht zuletzt wird den Männern* tendenziell eine Täter- und den Frauen* eine Opferrolle zugeschrieben. Das bedeutet immer auch, dass ein Täter von einem Opfer erwarten kann, dass es sich mit grosser Wahrscheinlichkeit als solches verhält.

Laut einer Studie des Dachverbandes der Frauenhäuser in der Schweiz und Liechtenstein (2021, S. 5) haben 42 Prozent der Frauen* in der Schweiz häusliche Gewalt erlebt. Eine Studie von Amnesty International Sektion Schweiz (2019, S. 11) zu sexueller Gewalt macht zudem deutlich, dass 59 Prozent der Frauen* in der Schweiz in ihrem Leben schon mit sexueller Belästigung konfrontiert gewesen sind. Auch wenn Baier (2019, S. 34-36) diese Studie aus methodologischer Sicht kritisiert und als nicht repräsentativ bezeichnet, zeigt sie, dass das Thema für viele Frauen* in der Schweiz von Bedeutung ist. So geht auch ein Grundlagenpapier des Eidgenössischen Büros für die Gleichstellung von Mann und Frau (EGB) davon aus, dass 51 Prozent der Frauen* in der Schweiz von sexueller Belästigung betroffen sind (EGB, 2020, S. 4). Das Risiko, dass es dabei zu körperlichen oder sexuellen Übergriffen kommt, liegt bei 10 Prozent. Mit anderen Worten: «Jede zweite Frau wird in ihrem Leben irgendwann Opfer einer sexuellen Belästigung» (EGB, 2020, S. 4) und alle zwei Wochen wird eine Frau* durch ihren (Ex-)Ehemann, (Ex-)Partner, Sohn oder Bruder getötet (Stop Femizid, 2022). Geschlechtsspezifische Gewalt ist also auch in der Schweiz ein weit verbreitetes Phänomen.

Durch die Ratifizierung der sogenannten Istanbul-Konvention (Übereinkommen des Europarats zur Verhütung und Bekämpfung von Gewalt gegen Frauen* und häuslicher Gewalt) im April 2018 gelangte das Thema geschlechtsspezifische Gewalt vermehrt in die schweizerische Öffentlichkeit. Die Opferberatungsstellen und Frauenhäuser wurden in ihrer Arbeit aufgewertet und auch finanziell bessergestellt. Dennoch betont die Nichtregierungsorganisation (NGO) Brava – sie ist Mitglied des Netzwerk Istanbul-Konvention (2021), eines Zusammenschlusses von NGOs, die in diesem Bereich arbeiten –, dass sich die Situation aufgrund fehlender Massnahmen und Ressourcen nicht grundlegend verbessert habe.

Der Fokus der Umsetzung der Istanbul-Konvention liegt auf den Opfern von geschlechtsspezifischer Gewalt sowie auf einer Präventionsarbeit, welche in erster Linie auf die Sensibilisierung der Gesellschaft und der involvierten Behörden und Institutionen für die Thematik im Allgemeinen abzielt. Beides sind

sinnvolle und wichtige Ansätze, doch in Anbetracht der Zahlen scheinen sie zu kurz zu greifen. Es mangelt bisher an Ansätzen, welche die gesellschaftlichen Aspekte geschlechtsspezifischer Gewalt – insbesondere die geschlechtsspezifischen Rollenmuster – thematisieren und diesbezüglich mit ermächtigenden Konzepten für Frauen* und Mädchen* arbeiten.

Dies zeigen nicht zuletzt meine eigenen Erfahrungen als langjährige Praktikerin in diesem Bereich – sowohl als Fachmitarbeiterin in der Beratung von Betroffenen als auch als Trainerin in präventiv orientierten Selbstverteidigungs- und Selbstbehauptungskursen für Frauen* und Mädchen* (Wen-Do). Auch wenn in den Schulen viel für die Prävention getan wird, bleiben die gesellschaftlichen Rollenerwartungen ein grosses Hindernis in der Ermächtigungsarbeit. Diese beiden Themenbereiche – die geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen und die Ermächtigung der Frauen* und Mädchen* – stehen im Fokus der vorliegenden Arbeit.

1.1. Erkenntnisinteresse

In handlungstheoretischer Hinsicht beziehe ich mich auf die Agency-Theorie von Archer (2010), die sich für soziale Praktiken im Spannungsverhältnis von Herrschaft und individueller Handlungsfähigkeit interessiert. Dabei ist die analytische Unterscheidung zwischen sozialen Strukturen und handelnden Subjekten von zentraler Bedeutung (Mader, 2013, S. 219-222). Handlungsfähigkeit ist durch soziale Strukturen und Herrschaftsverhältnisse dominiert, doch hat das handelnde Subjekt einen gewissen Spielraum. Das entsprechende Gestaltungspotenzial in oder nach einer Situation geschlechtsspezifischer Gewalt, die durch soziale Strukturen und Machtverhältnisse ermöglicht beziehungsweise gar gefördert wird, ist der Gegenstand dieser Forschungsarbeit. Insbesondere möchte ich untersuchen, wie die Betroffenen aus den zugeschriebenen Rollen herauskommen können.

Dieser Fragestellung gehe ich ausgehend von der Betroffenenperspektive nach. Auf Basis von Erzählungen von Frauen* analysiere ich, wie diese selbst ihre Handlungsmöglichkeiten in Situationen von geschlechtsspezifischer Gewalt und im anschliessenden Verarbeitungsprozess beschreiben. Dabei interessiert mich erstens, welche Praktiken die Interviewpartner*innen anwandten und welche hilfreich waren, um aus einer bedrohlichen oder unangenehmen Situation herauszukommen. Zweitens untersuche ich, auf welche Ressourcen sie in der Gewaltsituation selbst zurückgreifen konnten und welche für die Verarbeitung des Geschehenen dienlich waren. Drittens frage ich nach Handlungsstrategien, die es erlauben, aus den zugeschriebenen Geschlechterrollen auszubrechen. Und viertens schliesslich lege ich dar, wie die daraus gewonnen Erkenntnisse in der Präventionsarbeit im Rahmen der Sozialen Arbeit eingesetzt werden können.

1.2. Relevanz für die Soziale Arbeit

Die Soziale Arbeit verstehe ich mit Staub-Bernasconi (2019) als eine handlungsorientierte Menschenrechtsprofession. Das sozialpolitische Mandat der Sozialen Arbeit soll mit einer Kritik an gesellschaftlich verursachtem und toleriertem Leid und Unrecht verknüpft werden (Staub-Bernasconi, 2019, S. 10). Soziale Probleme werden dabei als ungelöste Bedürfnisbefriedigung angesehen. Den Individuen stehen keine Wege der Problemlösung oder zu wenig Ressourcen zur Verfügung, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen (Engelke, Bormann und Spatscheck, 2018, S. 452). Insbesondere sind sie auf eine gerechte Gesellschaft angewiesen – eine Gesellschaft, in der alle die gleichen Möglichkeiten, Rechte und Pflichten haben. Der Mangel an Gerechtigkeit ist eine Ursache für die Ungleichverteilung von Macht und Ressourcen in sozialen Systemen (Engelke et al., 2018, S. 453). Im Machtgefälle zwischen Gesellschaft, Organisation und Adressat*innen haben die Professionellen der Sozialen Arbeit laut Staub-Bernasconi (2019, S. 92) in erster Linie die Verpflichtung, letzteren gerecht zu werden.

In der vorliegenden Studie werden gesellschaftliche Bedingungen und Machtstrukturen herausgearbeitet, welche geschlechtsspezifische Gewalt fördern. Im Sinne einer Sensibilisierung der Professionellen der Sozialen Arbeit besteht das erste Ziel darin, dieses Wissen über gesellschaftlich verursachtes und toleriertes Leid in Bezug auf geschlechtsspezifische Gewalt in die Praxis einfließen zu lassen. In Anbetracht des Machtgefälles der Professionellen gegenüber der Adressat*innen der Sozialen Arbeit sind dabei insbesondere die eigenen Rollenvorstellungen in den Blick zu nehmen. Konkret soll diese Forschungsarbeit einen Beitrag dazu leisten, dass in der Sozialen Arbeit verstärkt auf die Geschlechterrollen und die damit einhergehenden gewalttätigen Verhaltensweisen fokussiert wird. Eine gendersensible Soziale Arbeit könnte den (potenziellen) Opfern wie auch (den sich meist als männlich identifizierenden) Täter*innen helfen, alternative Handlungsmöglichkeiten zu erlernen.

Zweitens sollen Präventionsansätze erarbeitet werden, mit denen Frauen* und Mädchen* im Alltag gestärkt werden können. In diesem Sinne schreiben Orchowski und Gidycz (2018): «Sexual assault risk reduction programs can be seen as one important component of comprehensive violence prevention» (S. xxiii). Dazu sollen die von Betroffenen genannten Ressourcen sichtbar gemacht und Überlegungen dazu angestellt werden, wie sie anderen zur Verfügung gestellt werden können. Mit dieser Herangehensweise lassen sich zugleich Lücken in der Präventionsarbeit aufzeigen. Es handelt sich um einen Bereich, der weder durch einen besseren Opferschutz noch durch das Sichtbarmachen des Ausmaßes von Gewalt an Frauen* abgedeckt wird: Nötig ist eine gesellschaftskritische, spezifisch auf die betroffenen Frauen* und Mädchen* und ihr Handlungsrepertoire ausgerichtete Präventionsarbeit.

1.3. Aufbau der Arbeit

Im 2. Kapitel erläutere ich zunächst die in dieser Arbeit verwendete Definition von geschlechtsspezifischer Gewalt, um dann die entsprechenden theoretischen Debatten seit den 1980er Jahren zu skizzieren. Anschliessend stelle ich das Konzept der Handlungsmacht im Sinne von «Agency» bei Archer (2010) und die auf dieser Basis von Mader (2013) entwickelte Theorie der sozialen Praktiken vor. Diese Konzepte sind zentral für den ressourcenorientierten Ansatz, der in dieser Arbeit verfolgt wird. Ebenfalls grundlegend ist das anschliessend beschriebene Konzept der (Vergewaltigungs-) Skripte, das von Marcus (1992) formuliert wurde. Im 3. Kapitel wird der Forschungsstand beschrieben. Zuerst wird die Forschung zu Gewalt und Opferwerdung im Allgemeinen diskutiert, um dann auf die feministische Untersuchungen zu geschlechtsspezifischer Gewalt einzugehen. Im 4. Kapitel wird die konstruktivistische Grounded Theory als methodologischen Rahmen der Forschung beschrieben (4.1) sowie das methodische Vorgehen erläutert und dessen Limitationen diskutiert (4.2).

Im Ergebnisteil werden zunächst die von den Interviewpartner*innen beschriebenen Situationen und diese selbst vorgestellt (5.1). Das Kapitel 5.2. widmet sich den verschiedenen Skripten, welche geschlechtsspezifische Gewalt ermöglichen und formen. Wie diese Skripte durchbrochen werden und welche kulturellen (5.3.1.), individuellen (5.3.2.) und sozioökonomischen Ressourcen (5.3.3.) den Interviewpartner*innen dabei helfen, wird im Kapitel 5.3. aufgezeigt. Im 6. Kapitel werden die zentralen Erkenntnisse zusammengefasst, um dann im 7. Kapitel Möglichkeiten aufzuzeigen, wie sie in die Soziale Arbeit einfliessen können. Das abschliessende 8. Kapitel gibt einen Ausblick und skizziert mögliche weitere Forschungsfragen.

2. Theoretischer Rahmen

In dieser Arbeit stütze ich mich auf die Definition von geschlechtsspezifischer Gewalt von Hagemann-White (2016). Nebst der physischen und psychischen fokussiert sie auch auf die strukturelle Gewalt. Zudem bezieht sie die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern mit ein. Da die Frage nach dem Erlangen von Handlungsmacht in einer Situation geschlechtsspezifischer Gewalt interessiert, ist für diese Arbeit weiter ein handlungstheoretischer Ansatz notwendig. Die theoretische Basis hierzu bilden Marcus' (1992) Theorie der (Vergewaltigungs-) Skripte und Maders (2013) Theorie der sozialen Praktiken als Schnittstelle von kulturellen, individuellen und sozioökonomischen Strukturen.

2.1. Geschlechtsspezifische Gewalt gegen Frauen*

Die Definition von geschlechtsspezifischer Gewalt im Artikel 1 der UNO-Erklärung zur Beseitigung von Gewalt gegen Frauen (1993) ist seit der Ratifizierung der Istanbul-Konvention im April 2018 auch für die Schweiz verbindlich. Danach ist geschlechtsspezifische Gewalt:

jede gegen Frauen auf Grund ihrer Geschlechtszugehörigkeit gerichtete Gewalthandlung, durch die Frauen körperlicher, sexueller oder psychologischer Schaden oder Leid zugefügt wird oder zugefügt werden kann, einschliesslich der Androhung derartiger Handlungen, der Nötigung und der willkürlichen Freiheitsberaubung, gleichviel ob im öffentlichen oder im privaten Bereich. (S. 240)

Diese Definition gilt es für die vorliegende Arbeit in zweierlei Hinsicht zu präzisieren. In Anlehnung an den Alternativbericht des Netzwerk Istanbul-Konvention (2021, S. 12) werde ich erstens den Kreis der Betroffenen ausweiten und alle Personen miteinschliessen, die von der Gesellschaft als Frauen* gelesen werden oder sich selbst ganz oder teilweise als solche definieren. Der Stern hinter dem Begriff Frau soll dieser Geschlechterdiversität Ausdruck verleihen. Zweitens wird der strukturelle Kontext, in welchem die geschlechtsspezifische Gewalt stattfindet, in die Definition miteingeschlossen, da er für die Analyse der Gewaltsituationen zentral ist.

Um der strukturellen Dimension gerecht zu werden, geht diese Arbeit von einem kontextorientierten Gewaltbegriff aus, die Macht- und Herrschaftsverhältnisse miteinbezieht. Dabei stütze ich mich auf die Definition von Hagemann-White (2016): «**Gewalt im Geschlechterverhältnis** [Hervorhebung im Original] ist jede Verletzung der körperlichen oder seelischen Integrität einer Person, welche mit der Geschlechtlichkeit des Opfers und des Täters zusammenhängt und unter Ausnutzung eines Machtverhältnisses durch die strukturell stärkere Person zugefügt wird» (S. 18). Damit verweist sie auch auf eine gesellschaftliche und staatliche Verantwortung zur Intervention und Prävention. Denn aufgrund der strukturellen Machtverhältnisse ist geschlechtsspezifische Gewalt weit verbreitet, wird sie ermöglicht und gefördert. In diesem Sinne kann sie auch als Menschenrechtsverletzung gedeutet werden (Hagemann-White, 2016, S. 19).

Zu den Formen der geschlechtsspezifischen Gewalt werden in dieser Arbeit häusliche Gewalt, also Gewalt im sozialen Nahbereich, sexualisierte Gewalt (u. a. Vergewaltigung), psychische Gewalt wie Stalking sowie sexuelle Belästigung gerechnet. Die Auswirkungen dieser Formen von Gewalt auf die Betroffenen sind sehr unterschiedlich und es ist offensichtlich, dass beispielsweise eine Vergewaltigung ein schwerwiegenderer Eingriff in die Integrität einer Person ist als sexuelle Belästigung. Nichtsdestotrotz ist es von Bedeutung, sexuelle Belästigung als mögliche Wegbereiterin für eine Vergewaltigung zu sehen und somit auch als Form von Gewalt zu bezeichnen. Diese Erweiterung des Begriffs der geschlechtsspezifischen Gewalt ist laut Hagemann-White (2016, S. 15) durch die in Praxis und Forschung gewonnenen Erkenntnisse begründet. Sie schreibt Hagemann-White (2016, S. 15), dass die öffentliche Bewusstwerdung dessen, was ein verletzender oder schädigender sexueller Übergriff sein kann, über die juristische Definition von Nötigung hinaus erweitert worden sei.

2.2. Agency und Handlungsmacht

Thürmer-Rohr entwickelte in den 1980er Jahren das Konzept der Mittäterschaft. Damit zeigte sie auf, dass die patriarchalen Machtverhältnisse auch durch die Frauen* aufrechterhalten werden. Insbesondere fragte sie nach der Funktion des Handelns der Betroffenen in gewalttätigen Situationen (Thürmer-Rohr, 1989, S. 16). Damit werden nicht nur die handelnden Subjekte selbst in den Fokus genommen, sondern auch die Handlung in ihren gesellschaftlichen Funktionszusammenhang gestellt. Thürmer-Rohr verwies erstmals auf die Verwobenheit der normierten Geschlechterbilder mit der Handlungsfähigkeit der Betroffenen von Gewalt (Thürmer-Rohr, 1989, S. 102). Auch wenn es für sie wichtig war zu betonen, dass die Betroffene in einer Situation geschlechtsspezifischer Gewalt nicht für das Handeln des Täters verantwortlich gemacht werden kann (Thürmer-Rohr, 1989, S. 32), bleibt der Begriff Mittäterschaft problematisch. Er impliziert, dass die Gewaltbetroffenen durch ihre Beteiligung am Aufrechterhalten der patriarchalen Machtstruktur bis zu einem gewissen Grad eine Mitschuld an der gewalttätigen Gesellschaft tragen.

Das Konzept der Mittäterschaft steht hier exemplarisch für die in den 1980er und 1990er Jahren entwickelten feministischen Analysen, welche geschlechtsspezifische Gewalt in einen gesellschaftlichen Kontext rückten. Diese wurde so aus dem Tabubereich des Privaten in die Öffentlichkeit gebracht und als gesellschaftliches Problem sichtbar gemacht. Diese Analysen bildeten die Basis für weitere Forschungen in diesem Themenbereich. Wie im Kapitel zum Forschungsstand genauer erläutert wird, orientieren sich die auf dieser Basis entwickelten Ansätze stärker an den Ressourcen der Betroffenen. Sie befassen sich mit deren Handlungsmacht, ohne den gesellschaftlichen Kontext ausser Acht zu lassen.

Bereits 1992 entwarf Marcus eine Theorie der Vergewaltigung, für die das Konzept des Skripts zentral ist. Die durch die gesellschaftlichen Strukturen geprägten Skripte durchdringen den Alltag aller

Menschen und formen deren Denken, Handeln, Fühlen und Sprechen. Sie funktionieren auch als verinnerlichte Handlungsanweisungen in Situationen geschlechtsspezifischer Gewalt. Marcus (1992, S. 391) argumentiert, dass ein Vergewaltiger nicht per se die Macht hat zu vergewaltigen, sondern dass Skripte die Betroffenen zum Mitmachen bewegen und so die Macht des Vergewaltigers erst hergestellt wird. So gelten Männer* laut Marcus (1992, S. 393) als Subjekte von Gewalt, Frauen* hingegen als Objekte von Gewalt und Subjekte von Angst.

Zugleich schreibt Marcus (1992) gegen die «Kontinuum-Theorie» (S. 389) an, eine Perspektive auf geschlechtsspezifische Gewalt, welche etwa eine anzügliche Bemerkung mit einer Vergewaltigung gleichsetzt, anstatt sie als das zu benennen, was sie ist: eine mögliche Drohung und Vorbereitungshandlung. Die zeitlichen Abstände und spezifischen Aspekte unterschiedlicher, aber verbundener Handlungen in den Blick zu nehmen, bedeutet, geschlechtsspezifische Gewalt als etwas zu verstehen, das verändert werden kann (Marcus, 1992, S. 388-389). Es sei wichtig, Vergewaltigung nicht als eine immer schon ins Leben von Frauen* eingeschriebene Realität zu betrachten. Denn wenn man sie als Schicksal von Frauen* betrachte, werde Männern* die Macht zu vergewaltigen zugeschrieben und zugestanden (Marcus, 1992, S. 387-388). Stattdessen solle die Perspektive von der Vergewaltigung und ihren Folgen auf die Vergewaltigungssituation selbst und auf die Prävention verschoben werden. Eine Möglichkeit, die Gewalt zu stoppen, besteht für Marcus (1992, S. 400) im Umschreiben des Skripts: im Durchbrechen der Opferrolle. Die Spiegel der weiblichen Opferskripte sind die männlichen Täterskripte. Werden erstere durchbrochen, können auch letztere nicht ohne Weiteres aufrechterhalten werden.

Marcus' Analyse ist für die vorliegende Arbeit in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung. Erstens stellt sie sich gegen einen Opferdiskurs, welcher die Vergewaltigung in den Lebenslauf von Frauen* einschreibt. Zweitens fragt sie nach den Handlungsmöglichkeiten in der Situation selbst. Und drittens benennt sie durch die Thematisierung der Machtasymmetrie und der Objektivierung der Frauen* sexuelle Belästigung als einen Bestandteil des Vergewaltigungsskripts und somit als geschlechtsspezifische Gewalt, ohne die verschiedenen Handlungen gleichzusetzen.

Marcus' Ansatz lässt sich gut mit soziologischen Handlungstheorien verknüpfen. Bereits 1982 entwarf Archer ein Konzept der Agency oder Handlungsmacht, das sie seither ständig weiterentwickelt hat. Sie schlägt vor, Struktur und Interaktion als Einheit zu betrachten sind (Archer, 2010, S. 245). Jede Handlung unterscheidet sich von der nächsten, da sie durch die strukturellen Folgen von früheren Handlungen bedingt seien. Es seien endlose Zyklen von struktureller Konditionierung, sozialer Interaktion und struktureller Entwicklung, die das Zusammenspiel zwischen Struktur und Handlung bestimmen (Archer, 2010, S. 228).

In diesem Zusammenspiel von Struktur und Handlung interessiert sich Mader für die Handlungsmacht. Sie könne als «das Vermögen menschlicher Individuen verstanden werden, Veränderungen in der Welt

herbeizuführen und dabei bis zu einem gewissen Grad selbst Ursache ihrer Handlungen zu sein» (Mader, 2013, S. 221). Jedes Handeln ist jedoch konditioniert. Um diese Konditionierung genauer zu bestimmen, unterscheidet Mader zunächst drei Analyseebenen, auf welchen sich die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse beschreiben lassen. Die erste Ebene ist die Subjektivität. Hier manifestieren sich die Herrschaftsverhältnisse anhand von subjektiven Erfahrungen und individueller Identitätsbildung. Die zweite Ebene ist die kulturelle Struktur. Hierbei werden soziale Differenzkategorien anhand von Diskursen festgeschrieben. Die dritte Ebene schliesslich ist jene der Sozialstruktur. Die gesellschaftliche Verteilung von Ressourcen und Arbeit geht mit einer Ungleichverteilung der sozialen Positionen einher (Mader, 2013, S. 219). Für die Frage nach der Handlungsmacht ist jedoch eine weitere Analyseebene von Bedeutung, nämlich jene der Praktiken: «Praktiken bilden die Schnittstelle zwischen (kultureller und sozialer) Struktur und Subjektivität und sind zugleich der Dreh- und Angelpunkt, an dem die verschiedenen Herrschaftsverhältnisse in ihren je konkreten Überschneidungen individuelles Handeln bedingen und durch dieses reproduziert bzw. transformiert werden» (Mader, 2013, S. 219). Handlungsmacht ist also durch soziale Strukturen dominiert, doch ist das Handeln des Subjekts nicht vollständig determiniert. Um die konkreten Praktiken zu verstehen, müssen die Handlungssituationen, in der sie stattfinden, aufgeschlüsselt und ihre sozialen und kulturellen Kontexte analysiert werden (Mader, 2013, S.225). Für diese Arbeit ist das Konzept der Praktiken von zentraler Bedeutung, um zu erarbeiten, welche kulturellen, individuellen und sozioökonomischen Strukturen die Handlungsmacht bei geschlechtsspezifischer Gewalt verunmöglichen beziehungsweise ermöglichen und wie sie eine Verarbeitung des Erlebten beeinflussen.

3. Stand der Forschung

Viele Forschungsarbeiten zum Thema geschlechtsspezifische Gewalt basieren auf kriminologischen Ansätzen. Sie befassen sich mit Risikofaktoren für die Viktimisierung, so beispielsweise Kavanaugh (2014) mit der Lifestyle Theorie. Oder sie untersuchen die Motivationen der Täter, Gewalt auszuüben. Dafür steht beispielhaft das «Handbook of Crime and Deviance» von Krohn, Hendrix, Hall und Lizotte (2019). Diese Forschungsarbeiten sind wichtig für das allgemeine Hintergrundwissen; für die Bearbeitung der Fragestellung der vorliegenden Studie haben sich jedoch vor allem feministische Forschungen zu geschlechtsspezifischer Gewalt als hilfreich erwiesen. Wie erwähnt, stellen diese die (männliche) Aggression in einen gesamtgesellschaftlichen Kontext und fragen nach Handlungsmöglichkeiten der Betroffenen.

Zu den ersten Arbeiten, die das Phänomen geschlechtsspezifische Gewalt unter diesen Perspektiven untersuchten, zählen insbesondere Forschungen zum Themenbereich Selbstverteidigung (Graff, 2004 [1995]; Wortberg, 1997; Caignon und Groves, 1991). Bart und O'Brien (1985, S. 32-34) beispielsweise werteten Berichte von Frauen aus, die geschlechtsspezifische Gewalt erlebt hatten. Die grössten Chancen, eine Vergewaltigung abzuwenden, hatten Frauen, die schrien, zurückschlugen oder davonrannten. Besonders erfolgsversprechend war eine Kombination dieser Gegenmassnahmen.

Diese Forschungen können als Grundsteine für aktuelle Forschungen betrachtet werden, die auf den Widerstand gegen geschlechtsspezifische Gewalt fokussieren. Einen guten Überblick über die Programme, Forschungen und Praktiken zur Risikoverminderung und zum Widerstand gegen sexualisierte Gewalt seit den 1960er Jahren gibt der Sammelband «Sexual Assault Risk Reduction and Resistance. Theory, Research, and Practice» von Orchowski und Gidycz (2018).

Die Studie von Godenzi (1993) bezieht sich auf Gewalt im sozialen Nahraum, wobei er eine gesamtgesellschaftliche Perspektive einnimmt. Nach ihm sind das bestehende Geschlechterverhältnis und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für sexualisierte Gewalt verantwortlich, weshalb er mit Blick auf die Gewaltprävention empfiehlt, das Machtungleichgewicht zwischen den Geschlechtern abzubauen. In der Prävention solle deshalb nebst den gesellschaftlichen Normen die Normalisierung von Gewalt an Frauen* und die ökonomische Ungleichheit in den Fokus genommen und auf die Stärkung der sozialen Netzwerke von Frauen* sowie die Aufklärung und Erziehung abgezielt werden (Godenzi, 1993, S. 328-333). Godenzis Studie bezieht sich auf die Schweiz und ist für die vorliegende Arbeit im Hinblick auf die Entwicklung und Veränderung der Präventionsempfehlungen seit den 1990er Jahren von Bedeutung.

Da er den Fokus auf Präventionsmassnahmen richtet und weniger nach Widerstandsmöglichkeiten fragt, steht seine Forschungsarbeit auch für einen Übergang zu einem neueren Forschungstrend. Dieser stellt vermehrt die Gewaltprävention als gesellschaftliche Aufgabe ins Zentrum des Forschungsinteresses. Dabei befassen sich Forschungen aus der Sozialen Arbeit mit der Gewaltprävention im Allgemeinen

und behandeln geschlechtsspezifische Gewalt als eine der Ausdrucksformen von Gewalt. Beispiele dafür sind die Sammelwerke von Heimann und Fritzsche zur *Gewaltprävention in Erziehung, Schule und Verein* (2020) sowie zur *Gewalt- und Krisenprävention in Beruf und Alltag* (2021). Die beiden Bände decken ein breites Spektrum von Einzelthemen im Kontext von Gewalt, Konflikt und Aggression ab und gehen auf die verschiedensten Präventionsstrategien in Bezug auf die Aggressor*innen und Opfer ein. Für diese Arbeit inspirierend sind in erster Linie die Beiträge im ersten Band. Zu nennen ist insbesondere der Beitrag von Fritzsche (2020), welcher das Vermitteln von Selbstverteidigungstechniken schon in frühen Jahren empfiehlt.

Verschiedene neuere Forschungen, die sich explizit mit geschlechtsspezifischer Gewalt auseinandersetzen, untersuchen die Thematik aus einer Betroffenenperspektive. Sie betrachten die Betroffenen als Expert*innen ihrer Geschichte, um daraus Schlüsse für die Prävention, eine Einordnung in einen größeren gesellschaftlichen Kontext oder ein Verständnis für das Handeln und Fühlen der Betroffenen zu entwickeln. Ein wichtiger Forschungsgegenstand dieser Arbeiten sind Deutungen von Gewalt und die Verwendung der Sprache, die im Kontext dominierender gesellschaftlicher Diskurse betrachtet werden. So untersucht die Studie von Papendick und Bohner (2017, S. 3), welche Bedeutung das Wording nach einer Vergewaltigung für die Betroffenen hat. In der Art und Weise, wie über die Gewalt gesprochen wird, zeigt sich immer auch eine gesellschaftliche Wertung, und es beeinflusst, ob und inwiefern die Betroffenen danach Schuldgefühle haben oder sich anerkannt fühlen. So macht es einen Unterschied, ob von Überlebenden oder von Opfern gesprochen wird. Ersteres beinhaltet Handlung, Initiative und eine Orientierung an aktivem Widerstand und Genesung. Letzteres verweist eher auf Passivität. Das Verarbeiten der erlebten Gewalt hängt ganz allgemein davon ab, welche Deutungsmuster von Gewalt und welche Bewältigungsstrategien zugänglich sind.

Glammeier (2011) geht der Frage nach, wie Frauen* zu Objekten von Gewalt werden und was Widerstand gegen geschlechtsspezifische Gewalt und Herrschaftsverhältnisse behindert oder ermöglicht (2011, S. 13-21). Auf Basis einer konstruktivistischen Forschungsagenda und mit dem Ziel, neue Perspektiven auf Unterstützungsbedarfe und Präventionsmassnahmen zu entwickeln, untersucht sie, wie Opferkonstruktionen theoretisch überwunden werden können, ohne das Leiden der Betroffenen auszublenken oder zu relativieren. Dabei fokussiert sie auf den Zusammenhang zwischen Gewalt und kultureller, sozialer und symbolischer Konstruktion von Geschlecht, welcher geschlechtsspezifische Gewalt fördert und verbirgt und so eine Normalität dieser Form von Gewalt ermöglicht (Glammeier, 2011, S. 13-21). Für die vorliegende Forschungsarbeit sind Glammeiers Erkenntnisse auf zwei Ebenen relevant. Erstens interessiert die Frage nach dem Widerstand der Betroffenen gegen Gewalt und Herrschaftsverhältnisse. Zweitens sind die geschlechtsspezifischen Konstruktionsprozesse und die damit einhergehende Normalisierung von Gewalt von Bedeutung.

Nef (2021, S. 96) wiederum zeigt in ihrer Studie zu häuslicher Gewalt auf, dass das Handeln einer von Gewalt betroffenen Person immer auch davon abhängt, wie sie ihr Umfeld oder die dort vorherrschende Einschätzung von Gewalt wahrnimmt. Sie verortet ihre Forschung in der verstehenden Gewaltforschung, welche die subjektive Sinnzuschreibung im Fokus hat und auf diese Weise angebliche Selbstverständlichkeiten hinterfragt (Nef, 2021, S. 97). Gewalt werde als soziales Konstrukt fassbar und eine Verbindung zwischen individuellen Lebenslagen und gesellschaftlichen Strukturen hergestellt. Um danach zu fragen, «wie häusliche Gewalt zu ihrer Bedeutung gelangt» (Nef, 2021, S. 103), entwickelt Nef das Modell der Gewalt-Modalitäten. Dabei unterscheidet sie drei Schritte: Zuerst kommt eine Normalisierungsstrategie aufseiten der Betroffenen (Nef, 2021, S. 103). Durch die Erfahrungen, welche in einer Beziehung gemacht werden, wird die Deutung der Gewalt justiert und als Teil des Beziehungsalltags interpretiert (Nef, 2021, S. 105-106). Die handlungspraktischen Anpassungen der Betroffenen stossen jedoch zweitens auf Grenzen, welche durch Brüche mit Idealbildern angestossen werden und einen Prozess der Entnormalisierung der Gewalt auslösen (Nef, 2021, S. 106). Den dritten Schritt nennt Nef (2021, S. 103) die (Be-)Deutung des Erlebten als Gewalt. Das Erlebte wird als illegitim und somit als Gewalt erfahren (Nef, 2021, 107). Auch wenn Nef sich ausschliesslich auf häusliche Gewalt bezieht, lassen sich einige Konzepte auch auf andere Formen geschlechtsspezifischer Gewalt ausweiten. So ist beispielsweise der Ansatz, dass das Herstellen von Normalität ein Gefühl der Handlungsmacht generieren kann (Nef, 2021, S. 103), auch für Situationen von sexueller Belästigung von Bedeutung. Das gilt auch für die Erkenntnis, dass gewalttätige Erlebnisse vor dem Hintergrund normativer Beziehungs-, Opfer-, Gewalt- und Geschlechterbilder interpretiert und relativiert werden (Nef, 2021, S. 105).

Krause (2016, S. 9) legt eine ressourcenorientierte Studie zu Gewalt in Paarbeziehungen vor. Ihr Forschungsfokus sind Lernprozesse der Betroffenen in der Auseinandersetzung mit der erlittenen Gewalt und die Art und Weise, wie sie die Erlebnisse in ihre Biografie integrieren. Der Fokus auf die Retrospektive erlaubt es, die Betroffenen als handelnde Subjekte zu betrachten und den gängigen Opferdiskurs und die Defizitperspektive in Frage zu stellen (Krause, 2016, S.16-17). Krause verortet ihre Arbeit in der erziehungswissenschaftlichen Biografieforschung, welche Lebensgeschichten in erster Linie als Lerngeschichten begreift (Krause, 2016, S. 53). Ziel ihrer Forschung ist, ein erweitertes Verständnis für gewaltbetroffene Frauen* und deren Perspektiven zu schaffen (Krause, 2016, S. 16-17). Dabei kristallisiert sich Schuld als verbindendes Element zwischen den Interviewpartner*innen heraus (Krause, 2016, S. 259). Auch wenn eine Betroffene keine Schuld für das hat, was ihr passiert ist, wird das Erlebte trotzdem mit Schuld konnotiert (Krause, 2016, S. 260). Dieses Schuldgefühl nach erlittener Gewalt sollte laut Krause (2016, S. 259-260) im Verarbeitungsprozess in all seinen Dimensionen thematisiert werden. Dies könne Betroffenen eine Annäherung und Auseinandersetzung mit dem Erlittenen erlauben. Das Auseinandersetzen mit dem Begriff der Schuld und das Betrachten von Lebensgeschichten als Lerngeschichten sind Ansätze, welche in der vorliegenden Arbeit aufgegriffen werden.

Mit Blick auf die bisherige Forschung insgesamt lässt sich feststellen, dass sie entweder auf häusliche oder aber auf sexualisierte Gewalt fokussiert. Die Verschränkungen zwischen beiden Gewaltformen stellen eine Leerstelle dar. Zudem wird auf sexualisierte Gewalt im engeren Sinne fokussiert; die sexuelle Belästigung bleibt weitgehend unberücksichtigt. Vor diesem Hintergrund zielt die vorliegende Studie erstens darauf ab, die Forschungen zu häuslicher und sexueller Gewalt zu verknüpfen und weiterzuentwickeln. Vor dem Hintergrund der im vorangehenden Kapitel diskutierten theoretischen Überlegungen Marcus' werden zweitens auch Handlungen wie die sexuelle Belästigung als eine Form von geschlechtsspezifischer Gewalt berücksichtigt.

4. Methodologie und Methoden

In einem Forschungsfeld, in welchem es zu psychischen Belastungen kommen kann, muss ein in ethischer Hinsicht einwandfreies Vorgehen gewährleistet sein. Die in dieser Forschungsarbeit gewählte Methodologie basiert auf der konstruktivistischen Grounded Theory von Charmaz (2014). Dieser Ansatz wurde als passend erachtet, weil die konstruktivistische Perspektive den Umstand berücksichtigt, dass ein Interviewsetting konstruiert und somit nicht machtfrei ist (Charmaz, 2014, S. 13). Diese Herangehensweise fördert eine selbstkritische Auseinandersetzung. Weiter bildet die konstruktivistische Grounded Theory den Rahmen für das Erarbeiten einer substanziellen Handlungstheorie im Kontext von geschlechtsspezifischer Gewalt. In Kapitel 4.1. wird diese Methodologie genauer erläutert und ihre Bedeutung für die vorliegende Arbeit herausgearbeitet. In Kapitel 4.2. wird das methodische Vorgehen beschrieben und dargelegt, wie das Sample zustande kam und die Daten erhoben und ausgewertet wurden. Am Ende dieses Kapitels (4.3.) werde ich das beschriebene Vorgehen kritisch reflektieren und seine Limitationen aufzeigen.

4.1. Methodologie

Die konstruktivistische Grounded Theory ist eine Weiterentwicklung der Grounded Theory-Methodologie. Diese wurde in den 1960er Jahren erstmals von Glaser und Strauss formuliert. Ziel ist, durch spezifische Techniken des Kodierens und Samplings in der qualitativen Forschung substanzielle Theorien zu entwickeln (Glaser & Strauss, 1965, S. 5), also kontextbedingte theoretische Interpretationen, welche auf ähnliche Handlungskonstellationen übertragbar sind. So müssen die induktiv gebildeten theoretischen Modelle laut Heiser (2018, S. 2018) in der Grounded Theory stets in den empirischen Daten begründet und somit geerdet oder eben «grounded» sein.

Charmaz begann in den 1990er Jahren, die Theorie von Glaser und Strauss weiterzuentwickeln. Anlass war, dass die Grounded Theory der Kritik der Beliebigkeit ausgesetzt war. Die positivistische Annahme, dass sich aus systematisch, nach der Grounded Theory-Methodologie erhobenen Daten Theorien ableiten lassen, blendete die Vermischung des generierten Wissens mit dem Vorwissen der Forschenden aus (Hohage, 2016, S. 108). So wurde der Hintergrund der forschenden Person, welcher immer auch in einen Forschungsprozess einfließt, zu wenig berücksichtigt. Laut Charmaz (2014, S. 342) verlangt eine konstruktivistische Vorgehensweise nicht nur eine Theoretisierung der Interpretationsarbeit der Beteiligten, sondern berücksichtigt auch, dass die daraus resultierende Interpretation eine Ko-Konstruktion ist. Die Privilegien, Perspektiven und Vorannahmen der Forschenden beeinflussen nicht nur ihre Analysen, sondern prägen auch die Fakten, die sie überhaupt erkennen können (Charmaz, 2014, S. 13). Weiter argumentiert sie, dass der Forschungsprozess ein Herstellungsprozess sei, welcher unter spezifischen Bedingungen stattfindet und in seiner Gesamtheit betrachtet werden muss (Charmaz, 2014, S. 13). Auch

für Hohage (2016, S. 108) beruhen die Ergebnisse empirischer Forschung bei einem konstruktivistischen Verständnis der Grounded Theory stets auf einem Co-Produktionsverhältnis zwischen Interviewer*in und Interviewte*r.

Die konstruktivistische Grounded Theory geht also davon aus, dass Forschung ein kommunikativer Prozess ist und Erkenntnis und Wissen perspektivengebunden sind, also nie gänzlich objektiv sein können (Reichert & Wilz, 2016, S. 51). Die Forschungsarbeit muss nach wissenschaftlichen Kriterien durchgeführt werden, insbesondere müssen die einzelnen Schritte nachvollziehbar sein. Gänzlich objektiv ist sie jedoch nie, da die Subjektivität untrennbar zum Menschen gehört (Charmaz, 2014, S. 14). In Bezug auf die vorliegende Arbeit bedeutet dies, dass die Forscherin und die Interviewpartner*innen als Akteurinnen betrachtet werden müssen, welche in Zeit, Raum und der Forschungssituation selbst situiert sind (Charmaz, 2014, S. 342). Wie ich dies methodisch umgesetzt habe, lege ich im Folgenden dar.

4.2. Methodisches Vorgehen

Nachfolgend stelle ich in einem ersten Schritt das problemzentrierte Interview als Datenerhebungsmethode vor (4.2.1.). Ich habe diese Interviewtechnik gewählt, da sie es mir erlaubt, nach dem subjektiven Erleben gesellschaftlicher Strukturen (Witzel, 2000, Abs. 4) und den darin bestehenden Handlungsmöglichkeiten zu fragen. Weiter gehe ich auf das Erstellen des Interviewleitfadens ein. In Kapitel 4.2.2. beschreibe ich mein Vorgehen bei der theoretischen Sensibilisierung, welche als Basis für die Datenerhebung diente. In Kapitel 4.2.3. werden die Samplingstrategie und die Samplebildung erläutert, um dann in Kapitel 4.2.4. vertiefter auf die Datenanalyse und -interpretation anhand des auf der konstruktivistischen Grounded Theory basierenden Kodierverfahrens einzugehen.

4.2.1. Problemzentrierte Interviews und Interviewleitfaden

Die Daten wurden anhand des problemzentrierten Interviews nach Witzel (2000) erhoben. Diese Technik beinhaltet vier Schritte. Zuerst erarbeitete ich einen Kurzfragebogen zu den biografischen Angaben, den ich den Interviewpartner*innen zu Beginn des Interviews vorlegte. Als zweiten Schritt erarbeitete ich den Leitfaden für die Interviews. Anschliessend führte ich die Interviews, wobei ich sie mit Einverständnis der Interviewpartner*innen aufnahm, und transkribierte sie. Die Aufnahmen ermöglichten eine Dokumentation des Gesprächs und eine intensive Auseinandersetzung mit dem Datenmaterial zu einem späteren Zeitpunkt. Die Transkription erfolgte wortwörtlich und so, dass jeweils die Stimmung während des Gesprächs und die spezifische Sprache der Interviewpartner*innen wiedergegeben wurde. Als vierten Schritt verfasste ich im Anschluss an die jeweiligen Interviews ein Postskript mit ergänzenden Informationen, Notizen zur Gesprächsstimmung und weiterführenden Ideen (Witzel, 2000, Abs. 5-9).

Mein Vorgehen war auf theoretischem Vorwissen gestützt (Kruse, 2015, S. 153). Die theoretische Sensibilisierung, auf welche im nächsten Unterkapitel vertiefter eingegangen wird, wurde dabei stets durch «empirisch begründete Hypothesen aus dem Datenmaterial» (Witzel, 2000, Abs. 3) erweitert. Das Vorgehen war somit stark prozessorientiert und der Leitfaden stets nur vorläufig. Es sollte schliesslich immer auch eine Neugierde und Offenheit im Forschungssetting gewährleistet bleiben. Gemäss Witzel (2000) sollte das Interview durch einen sensiblen Kommunikationsprozess «akzeptierend auf die Rekonstruktion von Orientierung und Handlung» (Abs. 4) zentriert sein, sodass schliesslich ein Vertrauen und eine Offenheit entstehen, welche die «Erinnerungsfähigkeit und die Selbstreflexion» (Abs. 4) fördern. Wenn bestimmte Themenbereiche sonst nicht angesprochen worden wären, habe ich «Ad-hoc-Fragen» (Witzel, 200, Abs. 15) eingesetzt. Die Gratwanderung bestand darin, einerseits ein möglichst individuelles Setting zu schaffen, damit sich die Interviewpartner*innen als Expert*innen ihrer persönlichen Geschichte ausdrücken konnten. Andererseits wurde durch den Rückbezug auf die theoretische Sensibilität anhand des Leitfadens der gesamtgesellschaftliche Kontext miteinbezogen. Durch diese Kontextualisierung der individuellen Aussagen konnte eine Vergleichbarkeit der Interviews gewährleistet werden.

4.2.2. Theoretische Sensibilisierung anhand von Gedächtnisprotokollen

Die theoretische Sensibilität ist in einem Forschungsprozess wichtig, um den Daten überhaupt Bedeutung zu verleihen. Dieses Vorwissen stützt sich auf Fachliteratur, eigene Daten und professionelle Erfahrungswerte und wird im Laufe des Forschungsprozesses kontinuierlich erweitert und modifiziert (Heiser, 2018, S. 218). In dieser Studie wurde die theoretische Sensibilisierung über Erkenntnisse aus bereits vorliegenden Gedächtnisprotokollen und in Verknüpfung mit den bestehenden, in Kapitel 2. und 3. vorgestellten Theorien und Forschungen hergestellt.

Bei den ca. eine halbe A4-Seite umfassenden Gedächtnisprotokollen handelt es sich um Aufzeichnungen von zehn Geschichten, in denen sich Frauen* erfolgreich gegen geschlechtsspezifische Gewalt wehrten. Unter «erfolgreich» verstehe ich hier, dass die betroffene Person aktiv wurde, etwas unternahm, sich nichts oder nicht alles gefallen liess oder aber im Nachhinein etwas unternahm. Solche Erlebnisberichte werden in Wen-Do Kursen jeweils unter den Teilnehmer*innen ausgetauscht. Mit dem Ziel der Selbstermächtigung der Teilnehmer*innen werden in diesen Kursen nebst physischen Selbstverteidigungstechniken auch verbale und nonverbale Techniken der Selbstbehauptung vermittelt. In Gesprächsrunden werden Erfahrungen und Wissen ausgetauscht und erweitert, in Rollenspielen neue Verhaltensmöglichkeiten erprobt. Wen-Do ist ausschliesslich für Frauen* und Mädchen* und soll damit einen sicheren Rahmen des Austausches ermöglichen.

In diesem Zusammenhang entstanden auch die für diese Arbeit verwendeten Erlebnisberichte, welche von den Trainer*innen mit Einverständnis der jeweiligen Protagonist*innen in anonymisierter Weise

protokolliert wurden. Das hauptsächliche Ziel besteht darin, sie in anderen Kursen weiter zu erzählen und so den Teilnehmer*innen Handlungsmöglichkeiten in Situationen von geschlechtsspezifischer Gewalt aufzuzeigen. Diese Gedächtnisprotokolle sind folglich in einem sehr spezifischen Setting entstanden. Sie können nicht als repräsentativ betrachtet werden, doch zeigen sie die verschiedenen Formen von geschlechtsspezifischer Gewalt und mögliche Handlungsansätze auf. Sie wurden so ausgewählt, dass sie eine möglichst grosse Bandbreite von Situationen geschlechtsspezifischer Gewalt abdecken. Auf diese Weise konnten erste Gemeinsamkeiten und Tendenzen herausgearbeitet werden. Zusammen mit der Literatur diente dies als Basis für den Interviewleitfaden und für die Auswahl der ersten Interviewpartner*innen.

4.2.3. Samplingstrategie und Samplebildung

Bei der Suche nach Interviewpartner*innen war es mir wichtig, eine möglichst grosse Bandbreite an Situationen von geschlechtsspezifischer Gewalt abzudecken, um die ersten Thesen, welche ich anhand der Gedächtnisprotokolle herausgearbeitet hatte, weiter verfeinern zu können. Das zentrale Samplekriterium war, dass die Frauen* geschlechtsspezifische Gewalt erlebt hatten und dass sie psychisch stabil genug waren, um über das Erlebte zu berichten. Ein weiteres Kriterium war, dass sie entweder einen Selbstverteidigungs- und Selbstbehauptungskurs besucht oder Hilfe in einer Opferberatungsstelle gesucht hatten. Ich erreichte die Interviewpartner*innen folglich über meine professionellen Tätigkeiten als Wen-Do Trainerin und als Beraterin von Betroffenen sexualisierter Gewalt. Sieben Interviewpartner*innen wurden mir von anderen Trainer*innen und Berater*innen vermittelt, drei fragte ich persönlich an. Diese sehr spezifische Gruppenauswahl begründete sich dadurch, dass sich die interviewten Personen bereits in irgendeiner Form mit der erlebten Gewalt auseinandergesetzt hatten. Meine Annahme war, dass sie die erlebten Gewaltsituationen schon bis zu einem gewissen Grad reflektiert hatten und dass dies wiederum zu einem zusätzlichen Erkenntnisgewinn führen würde. Dadurch, dass sie sich mit der erlebten geschlechtsspezifischen Gewalt auseinandersetzten, mussten sie eine Sprache für das Erlebte finden. Ein Verarbeitungsprozess wurde in Gang gesetzt oder gar abgeschlossen. Solche Prozesse sind meist mit spezifischen Erkenntnissen verbunden, die für die vorliegende Forschungsarbeit von besonderem Interesse sind. Ein weiterer, forschungsethisch zentraler Aspekt dieser Vorgehensweise besteht darin, dass eine bereits erfolgte Auseinandersetzung mit dem Thema das Risiko einer (Re-) Traumatisierung reduziert.

Das theoretische Sampling führte ich nach Glaser & Strauss (2008) durch. Diese Methode beinhaltet eine ständige Entwicklung des Samples im Verlaufe des Datenerhebungsprozesses. Die Analyse und die theoretische Reflexion der Daten sind in einem iterativ-zyklischen Prozess mit dem Sample verbunden (Kruse 2015, S. 242). Ich wertete also ein erstes Interview aus, formulierte neue Hypothesen und

erstellte erste Codes. Weiter überprüfte ich, ob meine Kategorisierung der Situationen und Handlungsmöglichkeiten nach wie vor Sinn ergab, und passte den Leitfaden an. Danach wählte ich weitere Interviewpartner*innen aus. Die Auswahl richtete sich nach der Frage, welche Interviewpartner*innen in Anbetracht des schon verwendeten und reflektierten Materials die meisten neuen Erkenntnisse zu bringen versprochen (Flick, 2007, S. 158-159). Diesen iterativen Prozess führte ich so lange durch, bis eine theoretische Sättigung erreicht war. Das bedeutet, dass aus der Auswertung zusätzlicher Daten keine neuen Konzepte mehr gewonnen werden konnten.

Diese Forschungsarbeit befasst sich ausschliesslich mit der Sicht der Betroffenen von geschlechtsspezifischer Gewalt. Dieses Setting wurde gezielt gewählt, da davon ausgegangen wird, dass die Betroffenen insofern Expert*innen in diesem Themenbereich sind, als jede Person als Expert*in ihrer selbst und ihrer Handlungen begriffen werden kann (Witzel, 2000, Abs. 11). Vor diesem Hintergrund geht es mir darum zu erfahren, wie die Frauen* Situationen geschlechtsspezifischer Gewalt beschreiben und welche Handlungsmöglichkeiten sie in der Situation selbst hatten. Die Wahl dieser Perspektive ist eng mit dem Erkenntnisziel verknüpft, neue Ansätze für die Präventionsarbeit zu erarbeiten. Wie erwähnt, sollte dazu die Sicht der Betroffenen miteinbezogen werden.

4.2.4. Datenanalyse und Interpretation

Für die Transkription und die Kodierung der Interviews verwendete ich das Programm MAXQDA. Der erste Schritt der Datenanalyse war das «initial coding» (Charmaz, 2014, Kap. 5). Das bedeutet, dass ich sehr nahe am Material kodierte. Im Sinne einer offenen Herangehensweise fragte ich in erster Linie nach dem Handeln und kodierte die Daten als Handlungen (Charmaz, 2014, S. 116). Bei diesem Verfahren wird Zeile für Zeile kodiert (Charmaz, 2014, S. 124). Diese ersten Codes sind stets provisorisch, vergleichend und in den Daten begründet (Charmaz, 2014, S. 117). Diese Herangehensweise soll es der/dem Forschenden erlauben, in die Daten einzutauchen und mit ihnen zu interagieren. So werden implizite Bedeutungen und Handlungen sichtbar und die Richtung erkennbar, in welche weiter geforscht werden kann (Charmaz, 2014, S. 121).

In einem zweiten Schritt verglich ich gleich kodierte Ereignisse in den verschiedenen Interviews, führte also ein «incident with incident coding» (Charmaz, 2014, S. 128) durch. Auf diese Weise erarbeitete ich erste Kategorien. Schliesslich ging ich zum «focused coding» (Charmaz, 2014, S. 140-147) über. Ich benutzte die signifikantesten und häufigsten Codes aus dem bisherigen Kodierprozess, um die restlichen Daten analytisch zu bearbeiten. Die Daten und mein Wissen wurden dabei ständig verglichen, einander gegenüber gestellt und kontinuierlich gesammelt (Reichert & Wilz, 2016, S. 54-55). Wie erwähnt, sollte dabei stets im Kopf behalten werden, dass die Codes durch die eigene Sicht auf die Dinge entstehen und somit eine klare Handschrift tragen. Gerade dadurch können aber auch Dinge explizit gemacht werden,

die viele Menschen zwar erleben und beobachten, aber noch nicht konzeptualisiert haben (Charmaz, 2014, S. 140). Um meine persönlichen Vorannahmen zu reflektieren, arbeitete ich mit Memos (Charmaz, 2014, Kap. 7). Auffällige Handlungen, Aussagen oder Auslassungen werden hierbei informell notiert und analysiert. Dies hilft laut Charmaz (2014, S. 162), den Kodierprozess durch analytische Pausen zu unterbrechen. Schliesslich ermöglichen die Memos das Erstellen von Konzepten, welche mit dem theoretischen Wissen untermauert werden.

Der Erkenntnisgewinn resultiert sowohl aus dem Erhebungs- als auch aus dem Auswertungsprozess. Er basiert auf einem ständigen Wechselverhältnis aus induktiven und deduktiven Einzelschritten (Witzel, 2000, Abs. 3). Diese sich stetig rückbeziehende Vorgehensweise zwischen Empirie und Theorie spiegelt sich auch im Ergebnisteil dieser Arbeit, wo ein dialogischer Theoriebezug zu den erarbeiteten Daten hergestellt wird und die Ergebnisse nach einem theoretischen Schema geordnet sind.

4.3. Reflexion und Limitationen

Das theoretische Sampling erwies sich als sehr fruchtbar. Durch die fortlaufende Entwicklung des Samples in Rückkoppelung an die Datenanalyse konnte eine grosse Bandbreite an Situationen von geschlechtsspezifischer Gewalt und Handlungsstrategien der Betroffenen abgedeckt werden. Um diese Heterogenität zu erreichen, musste genügend Zeit für die Analyse der Interviews und für den Rekrutierungsprozess der Interviewpartner*innen eingeplant werden. Dies war ein Faktor, der anfänglich zu wenig beachtet wurde und der eine Neujustierung des Forschungszeitplans mit sich brachte. Ganz nach Lehrbuch konnte jedoch das theoretische Sampling nicht umgesetzt werden, denn es war im Vorfeld nicht immer bekannt, über welche Gewalterlebnisse die Interviewpartner*innen berichten würden. Das verlangte, eine umso grössere Offenheit im Interview selbst zu zeigen. Wie ich im Ergebnisteil ausführlicher darlegen werde, zeigte sich im Verlauf des Forschungsprozesses zudem, dass die Gewaltsituationen selbst weniger von Bedeutung waren als die Handlungsressourcen der Betroffenen. Diese Erkenntnis führte zu einer erneuten Anpassung der Samplingstrategie: Der Fokus wurde von den Gewaltsituationen auf die Handlungen der Betroffenen verschoben.

Eine weitere Veränderung, die sich aus der Wechselwirkung von Erhebungsprozess und Analyse ergab, war eine Neudimensionierung der Fragestellung selbst. Es zeigte sich, dass die ursprüngliche Frage nach dem Handeln in einer spezifischen gewalttätigen Situation zu eng gefasst war. Die Interviewpartner*innen reihten diese gewalttätigen Situation nämlich meist in eine Serie von Erlebnissen in ihrem Leben ein. Auch fokussierten einige in erster Linie auf die Verarbeitung nach der erlebten Gewalt. Entsprechend wurde die Fragestellung auf Verarbeitungs- und Reflexionsprozesse sowie weitere Erlebnisse von geschlechtsspezifischer Gewalt im Leben der Betroffenen ausgeweitet.

Das Auswahlkriterium für das Sample hatte mehrere Vor- und Nachteile. Einerseits erwies es sich als vorteilhaft, dass ich selbst als Beraterin in einer Frauenberatungsstelle für Betroffene von geschlechtsspezifischer Gewalt und als Wen-Do Trainerin arbeite. Da die Interviewpartner*innen dies wussten, war von Anfang an ein gewisses Vertrauen mir gegenüber vorhanden, was es mir erlaubte, einen leichten Zugang zur Thematik zu finden. Da ich als Professionelle im Themenbereich geschlechtsspezifischer Gewalt betrachtet wurde, war für alle Interviewpartner*innen nach einem ersten Herantasten klar, dass sie von ihren Erlebnissen erzählen konnten, ohne sich zurückhalten zu müssen. Betroffene spüren sehr genau, wie viele Details einer Gewaltgeschichte dem Gegenüber zugetraut werden können. Dies erlaubte eine offene Gesprächskultur während des Interviews.

Geschlechtsspezifische Gewalt zu erleben ist jedoch oft sehr schambehaftet, und darüber zu reden, ist mit vielen Hemmungen verbunden. Selbst wenn die Frauen* bereit waren, über ihre Erlebnisse zu sprechen, ist es deshalb sehr gut möglich, dass nicht alles zur Sprache kam, was sie zum Zeitpunkt des Interviews beschäftigte oder erinnerten. Diese Limitation war mir von Anfang an offenkundig, denn diese Zurückhaltung in einem einstündigen Interview komplett aufzubrechen, ist nicht möglich und konnte auch nicht mein Ziel sein. Wichtiger war mir, sorgsam mit dem Vertrauen der Betroffenen umzugehen. Bei einem intimen Thema wie geschlechtsspezifischer Gewalt muss genau darauf geachtet werden, was in einem bestimmten Setting aufgefangen werden kann.

Andererseits zeigte sich, dass die Doppelrolle als Trainerin/Beraterin und Interviewerin nicht einfach zu bewältigen war, da beides mit bestimmten Bildern und Vorannahmen von Seiten der Interviewpartner*innen verbunden ist. Selbstverteidigungstrainer*innen beispielsweise wird oft eine Vorbildfunktion zugesprochen. Der Interviewraum ist also in diesem Sinne nicht neutral oder wertefrei. Diese Forschungssituation galt es im Datenauswertungsprozess zu berücksichtigen. Weiter war auch für mich der Grat zwischen der Funktion als Beraterin und/oder Trainerin und als Interviewerin sehr schmal und musste bei jedem Interview neu ausgelotet werden.

Durch das Samplekriterium – einen Wen-Do Kurs besucht oder eine Beratungsstelle aufgesucht zu haben – ergaben sich Spezifika in den Daten. So stellten viele Interviewpartner*innen einen Zusammenhang zwischen sexueller Belästigung und geschlechtsspezifischer Gewalt her. Bei einigen könnte dies von einer Auseinandersetzung mit dem Thema in Wen-Do Kursen herrühren, in welchen die gesellschaftliche Dimension von geschlechtsspezifischer Gewalt ausführlich thematisiert wird. Zudem erstattete die Mehrheit der Interviewpartner*innen eine Strafanzeige. Im Vergleich zum schweizerischen Durchschnitt und in Anbetracht der hohen Dunkelziffer ist dies aussergewöhnlich. So schreibt Amnesty International Sektion Schweiz (2019, S. 16) in ihrem Bericht, dass sich nur elf Prozent der befragten gewaltbetroffenen Frauen* an eine Beratungsstelle gewendet und nur acht Prozent eine Strafanzeige erstattet hätten. Alle Interviewpartner*innen, die letzteres taten, wurden mir über eine

Opferberatungsstelle vermittelt. Es gibt also einen Zusammenhang zwischen dem Erstellen einer Anzeige und der Inanspruchnahme einer Beratung. Mit Opferberatungsstellen kommen Betroffene nämlich meist dann in Kontakt, wenn die Polizei nach einer Strafanzeige die Kontaktdaten proaktiv an die Beratungsstellen weitergibt.

Eine letzte Limitation des Samples besteht darin, dass die Sozialstruktur der Interviewpartner*innen ziemlich homogen ist. Ein Stückweit ist dies zweifellos durch die Samplingstrategie bedingt, da eine gewisse sozioökonomische Verortung es erleichtert, überhaupt eine Beratungsstelle aufzusuchen oder einen Selbstverteidigungs- und Selbstbehauptungskurs zu besuchen. Ebenso braucht es Mut, als Interviewpartner*in aufzutreten und über die erlebte Gewalt zu sprechen. Da alle Interviewpartner*innen diese Ressourcen besitzen, liegt der Umkehrschluss nahe, dass gerade Personen, die über weniger Ressourcen verfügen und/oder in der Gesellschaft marginalisierter sind, mit grösseren Herausforderungen und Limitationen in Bezug auf geschlechtsspezifische Gewalt und deren Bewältigung konfrontiert sind. Auch ist anzunehmen, dass sie noch stärker davon betroffen sind. Dass eine Verschränkung von hindernden und diskriminierenden Faktoren auch eine Gefährdung in Bezug auf (geschlechtsspezifische) Gewalt darstellt, wird in der Debatte zur Intersektionalität stark diskutiert (Vgl. Schröttle & Glammeier, 2014). Aufgrund des Samples kann dies in dieser Forschungsarbeit nur angenommen, jedoch nicht empirisch untermauert werden.

5. Ergebnisse

Im Theorieteil wurde dargelegt, dass geschlechtsspezifische Gewalt in ihrem gesellschaftlichen Kontext zu betrachten ist und damit auch die jeweiligen Machtverhältnisse in den Blick genommen werden müssen. Die geschlechtsspezifischen Rollenerwartungen bilden dabei einen Grundpfeiler für die Akzeptanz von Gewalt an weiblich gelesenen Personen. Im konkreten Kontext von geschlechtsspezifischer Gewalt äussern sich diese Strukturen in Form von Skripten, welche das Denken, Sprechen, Fühlen und Handeln anleiten. Während ich in Kapitel 5.1. die von den Interviewpartner*innen genannten und in dieser Arbeit analysierten Situationen erläutere und die Interviewpartner*innen selbst vorstelle, gehe ich in Kapitel 5.2. genauer auf diese Skripte ein. Im Kapitel 5.3. schliesslich zeige ich auf, wie die Interviewpartner*innen diese Skripte durchbrechen oder «entlernen».

Die in Kapitel 5.3. präsentierten Ergebnisse werden anhand der von Mader (2013) unterschiedenen Analyseebenen von kultureller und sozialer Struktur und Subjektivität aufgegliedert. Wie erwähnt, ist diese Verflechtung von Theorie und Empirie Ausdruck des prozesshaften Vorgehens bei der Datenanalyse. Sie erweist sich gleichzeitig als sinnvoll, um der Komplexität von Situationen von geschlechtsspezifischer Gewalt gerecht zu werden. Durch die Unterscheidung der drei Analyseebene können die verschiedenen Aspekte, welche einen Einfluss auf die Handlungsmöglichkeiten der Betroffenen haben, systematisch dargestellt werden. Auch kann die geschlechtsspezifische Gewalt klarer in ihrem gesellschaftlichen Kontext verortet werden, wenn kulturelle, sozioökonomische und individuelle Faktoren unterschieden werden.

5.1. Die Interviewpartnerinnen und die analysierten Situationen geschlechtsspezifischer Gewalt

Insgesamt führte ich zehn Interviews. Da sich alle als Frauen definieren, werde ich im Folgenden von den interviewten Frauen beziehungsweise Interviewpartnerinnen sprechen und auf den Genderstern verzichten. Jenen von ihnen, die ich über die Beratungsstellen kontaktiert habe, stellte ich es frei, ob sie im Interview lieber gesiezt oder geduzt werden wollten. In Wen-Do Kursen ist es üblich, dass sich die beteiligten Personen duzen. Um dies zu widerspiegeln, wurden für die Pseudonyme teilweise Vornamen und teilweise Familiennamen gewählt.

Acht Interviewpartnerinnen haben den Schweizer Pass, zwei sind deutsche Staatsbürgerinnen. Drei haben nicht Schweizerdeutsch als Muttersprache, sieben bezeichnen ihre ökonomische Situation als gut bis sehr gut. Eine der Frauen erklärte, dass sie «teils/teils» über die Runden komme und zwei beurteilten ihre finanzielle Lage als prekär. Die meisten Interviewpartnerinnen gehören somit der weissen

Mittelschicht an. Neun Frauen definierten sich als heterosexuell, eine machte keine Angaben zu ihrer sexuellen Orientierung. Die Altersspanne reicht von 29 bis 53 Jahren.

Die Frauen kontaktierte ich, da sie in der Vergangenheit mindestens einmal geschlechtsspezifische Gewalt erlebt hatten. Wie erwähnt, zeigte sich jedoch in den Interviews, dass diese Einzelsituationen nicht von den lebenslangen Erfahrungen mit geschlechtsspezifischer Gewalt zu trennen waren. Ausgehend von der einen Situation schilderten alle Interviewpartnerinnen deshalb mehrere Erlebnisse. Die folgende Auflistung berücksichtigt jedoch nur jenes Erlebnis, das sie als besonders einschneidend beschrieben.

Von den zehn Interviewpartnerinnen stellte nur Julia eine sexuelle Belästigung als ausschlaggebendes Erlebnis dar. Der Vorfall passierte nachts im öffentlichen Raum, die belästigende Person war ihr nicht bekannt. Der Mann lief ihr nach und begleitete sie auf dem Weg nach Hause. Nachdem sie ihm schon mehrfach gesagt hatte, dass sie kein Interesse habe, zu ihm nach Hause zu gehen, berührte er sie, indem er seine Hände in ihre Jackentaschen steckte. Das war für sie der Auslöser, ihn resolut und laut wegzuschicken.

Drei Interviewpartnerinnen waren mit einer versuchten Nötigung beziehungsweise versuchten Vergewaltigung konfrontiert. Bei Nina passierte der Vorfall in einem Club, der Täter stammte aus dem Bekanntenkreis. Er sprach sie zuerst auf der Tanzfläche an, um sie dann später an den Handgelenken auf die Toilette zu ziehen. Er schloss die Kabine ab und begann, sie zu begrabschen. Sie konnte flüchten, indem sie sich von seinem Griff befreite, die WC-Kabine aufschloss und davonging.

Pia wiederum wurde spät in der Nacht auf offener Strasse von einem unbekanntem Täter angegriffen. Den ersten Versuch konnte sie noch verbal abwehren. Danach lief er ihr nach und begann erneut, auf sie einzureden. Als sie die Polizei rufen wollte, schlug er ihr das Handy aus der Hand und drückte sie auf den Boden. Pia schrie so lange laut um Hilfe, bis eine Person aus einem der umliegenden Häuser herunter kam, worauf der Täter die Flucht ergriff.

Frau Damiani erlebte sexuelle Nötigung im Zusammenhang mit häuslicher Gewalt. Ihr Ex-Partner kam zu ihr nach Hause, um über ihre Trennungsansage zu diskutieren. Er erpresste sie mit dem Argument, dass er kompromittierende Aufnahmen von ihr habe, und wollte Sex mit ihr. Er zog sie in das Schlafzimmer, wo er versuchte, sie zu vergewaltigen. Sie wand sich immer wieder heraus und durch verbale Verhandlungen konnte sie schliesslich die Vergewaltigung zu einer sexuellen Nötigung (sie musste ihn befriedigen, ohne dass er in sie eindrang) abmildern.

Zwei weitere Interviewpartnerinnen (Anna und Simone) wurden in fremden Wohnungen zu Sex gezwängt. Anna war in einer anderen Stadt und wohnte dort bei Freunden. Ein unbekannter Mann sprach sie auf der Strasse an und bot ihr an, sie mit dem Motorroller nach Hause zu fahren, was sie dann auch

machten. Nachdem sie ihm einen Kaffee angeboten hatte, packte er sie an den Schultern und wollte sie ins Schlafzimmer drängen. Anna konnte ihn jedoch aus der Tür stossen und diese hinter ihm schliessen.

Simone traf sich zum zweiten Mal mit einem Mann, den sie kürzlich kennengelernt hatte und mit dem sie beim ersten Treffen Sex gehabt hatte. Als sie das zweite Mal bei ihm zu Hause war, merkte sie, dass sie keine Lust auf Sex hatte, was sie ihm auch mitteilte. Er wollte das nicht akzeptieren und drückte sie in der Küche gegen die Anrichte, bedrängt sie stark und packte seinen Penis aus. Sie bekam Angst und wurde laut. Schliesslich konnte sie sich befreien, worauf sie schnell aus der Wohnung flüchtete und nach Hause ging.

Zwei Interviewpartnerinnen (Barbara und Frau Schmied) erlebten sexualisierte Gewalt in der Kindheit. Die Täter stammten aus dem nahen sozialen Umfeld: Bei Barbara war es der eigene Vater, bei Frau Schmied der Onkel. Beide konnten sich damals nicht wehren. Frau Schmied setzte sich jedoch im Erwachsenenalter erfolgreich gegen eine versuchte Vergewaltigung durch einen Unbekannten im Wald zur Wehr. Dieser hatte ihr aufgelauert und sie auf den Boden gedrückt. Sie konnte sich durch einen gezielten Tritt in die Geschlechtssteile befreien und rannte nach Hause.

Sibylle war eine Zeitlang dem Stalking eines flüchtig Bekannten ausgesetzt. Dieser rief sie während zwei Wochen täglich mehrfach an, schrieb ihr und liess ihr auch einmal ein Geschenk zurück. Das Stalking beendete er erst, nachdem sie eine Strafanzeige bei der Polizei eingereicht hatte.

Frau Küng schliesslich war mit Stealthing (der Sexualpartner zieht ohne Einwilligung der Betroffenen das Kondom aus) konfrontiert. Sie hatte den Mann auf einer Dating-Plattform kennengelernt, es war nicht das erste Treffen mit ihm. Nachdem sie miteinander Sex gehabt hatten, bekam sie ein ungutes Gefühl und wollte ihn nicht wieder sehen. Dass er das Kondom ausgezogen hatte, merkte sie erst, als sie eine Schwangerschaft feststellte. Daraufhin erstattete sie eine Strafanzeige.

In der folgenden Tabelle werden die Interviewpartnerinnen und die von ihnen beschriebenen Situationen geschlechtsspezifischer Gewalt tabellarisch dargestellt. Die Reihenfolge in der Tabelle entspricht dem zeitlichem Ablauf, in welchem die Interviews geführt wurden.

Tabelle 1. Die Interviewpartnerinnen und die von ihnen beschriebene Gewalt.

Name	Alter Zeitpunkt Interview	Alter Zeitpunkt Tat	beschriebene Tat	Täter	Tatort	eingesetzte Handlungsstrategie	Vermittlung durch
Julia	42	42	sexuelle Belästigung	unbekannt	nachts, auf der Strasse	Grenzen setzen, laut werden	Wen-Do, persönlich
Nina	33	33	versuchte Nötigung/ Vergewaltigung	bekannt	im Club	Herauswinden, davon laufen	Opferberatungsstelle, persönlich
Simone	35	ca. 25	versuchte Nötigung	flüchtig bekannt	Wohung von Täter	Grenzen setzen, davon laufen	Opferberatungsstelle
Frau Küng	40	39	Stealthing	bekannt	eigene Wohnung	Wiederaneignung von Handlungsmacht danach	Opferberatungsstelle
Barbara	53	Kindheit	sexualisierte Gewalt in Kindheit	bekannt	elterliche Wohnung	Wiederaneignung von Handlungsmacht danach	Wen-Do
Anna	k. A.	ca. 28 / vor ca. 20 Jahren	versuchte Nötigung	flüchtig bekannt	Wohnung von Freund*innen	Grenzen setzen, wegstossen	Wen-Do, persönlich
Frau Schmied*	45	Kindheit	sexualisierte Gewalt in Kindheit	bekannt	Wohnung von Täter	Wiederaneignung von Handlungsmacht danach	Opferberatungsstelle
		44	versuchte Vergewaltigung	unbekannt	Wald	Selbstverteidigungstechnik	Opferberatungsstelle
Frau Damiani	29	26	Nötigung, häusliche Gewalt	bekannt	eigene Wohnung	Vorbereitung, Planung, Verhandlung	Opferberatungsstelle
Pia	37	34	versuchte Vergewaltigung	unbekannt	nachts, auf der Strasse	körperliche Gegenwehr, um Hilfe rufen	Opferberatungsstelle
Sibylle	35	30	Stalking	flüchtig bekannt	Telefon, Arbeit, Wohnung	Grenzen setzen, Strafanzeige	Opferberatungsstelle

* Frau Schmied hat zwei Erlebnisse von geschlechtsspezifischer Gewalt geschildert, welche beide stark in die Analysen dieser Arbeit eingeflossen sind, weswegen hier beide aufgelistet sind.

Quelle: Eigene Darstellung.

Wie die Interviewpartnerinnen die von ihnen beschriebenen Situationen geschlechtsspezifischer Gewalt schilderten, wie sie damit umgingen beziehungsweise welche Strategien sie entwickelten, wird in den folgenden beiden Unterkapiteln erörtert. Ich beginne mit einer Darstellung jener Skripte, die geschlechtsspezifische Gewalt überhaupt erst ermöglichen und ihr zugleich ihre spezifischen Formen geben.

5.2. Wie Skripte geschlechtsspezifische Gewalt ermöglichen und formen

Auch wenn die Identitäts- und Rollenangebote in mitteleuropäischen Gesellschaften seit den 1960er Jahren diverser geworden sind, reproduzieren viele Skripte, aber auch die explizit ausgesprochenen Erwartungen an eine Person, die nach wie vor dominierende Heteronormativität. Im Kontext von geschlechtsspezifischer Gewalt äussern sich diese kulturellen Strukturen auf sehr vielschichtige Art und Weise. Die wichtigsten Skripte, welche diese Gewalt ermöglichen und formen, werden im Folgenden vorgestellt.

5.2.1. Angst haben vor fremden Männern

Schon in der Kindheit lernen Mädchen*, dass sie sich vor fremden Männern* fürchten sollen. Verschiedene Interviewpartnerinnen berichten folgendes über die Gewaltprävention in ihrer Kindheit: Man habe

ihnen gesagt, dass sie aufpassen, nicht mit Fremden sprechen und nicht provozieren sollen. Frau Küng beispielsweise beschreibt die Ratschläge, die ihr in der Kindheit mitgegeben wurden, als diffuse Mahnungen: *«Und dann gibt's natürlich noch diese Ebene mit dem 'pass auf' und so»* (Frau Küng, Pos. 108). Frau Schmied wiederum erinnert sich an folgende Sätze aus ihrer Kindheit: *«Man darf nicht in ein Auto steigen. Man darf nichts Süßes oder so annehmen, von Fremden»* (Frau Schmied, Pos. 96). Und Nina schildert die Präventionsstrategie der Mutter folgendermassen:

Also ich weiss nur, dass meine Mutter, als ich im Kindergartenalter war und auch allein in den Kindergarten gegangen bin und wieder nach Hause oder so, hat sie mir immer gesagt, dass, wenn mich jemand, eine Person, ansprechen würde, und sagt, ich soll mit ihr mitkommen, dass ich so tun solle, als ob meine Mutter gleich da vorne sei, und soll laut rufen: Mami, Mami, ich komme gleich! Und dann auch ein bisschen schneller laufen. (Nina, Pos. 109)

Die Interviewpartnerinnen erinnern sich nicht nur, dass diese Ermahnungen vage blieben, sondern auch, dass sie sich in erster Linie um männliche, fremde Täter drehten. So berichtet Frau Schmied von einem Aufklärungsbüchlein aus ihrer Kindheit: *«Überall auf allen Seiten steht Fremde. Und ja, dass das sonst in der Familie sein kann, das ist nie ...»* (Frau Schmied, Pos. 99). Frau Schmied deutet damit an, was sie selbst erlebt hat und was auch die Zahlen belegen. Laut Statistik ist die Wahrscheinlichkeit, geschlechtsspezifische Gewalt durch Menschen aus dem nahen sozialen Umfeld zu erleben, viel grösser als von Unbekannten. Bei Kindern sind gar 97 Prozent der Täter*innen Personen, die sie kennen (Lavoyer und Balke, 2022, S. 28).

Weiter ist auffallend, dass den Interviewpartnerinnen im Mädchenalter gesagt wurde, was sie nicht machen dürfen. Dies impliziert, dass sie eine gewisse Mitschuld an einer Gewaltsituation haben, wenn sie den Ratschlag nicht befolgen. Zugleich sind es Vermeidungsstrategien, die dem/der Täter*in die machtvolle und aktive Rolle überlassen und ihn/sie als Subjekt der Gewalt (Marcus, 1992) verorten. Die Person wird nicht mit ihrem Verhalten konfrontiert, es wird nicht kritisiert und es wird keine Öffentlichkeit hergestellt. Keine der Interviewpartnerinnen bekam den Ratschlag, laut auf die Situation aufmerksam zu machen, Hilfe zu holen, es danach jemanden zu erzählen – Empfehlungen, wie sie in aktuellen Präventionsbüchern wie beispielsweise bei Lavoyer und Balke (2022, S. 65-67) häufig zu finden sind. Stattdessen sollten die Mädchen* ruhig bleiben und/oder nicht auffallen.

Diese Ermahnungen vor dem «bösen, fremden Mann» dürften Mädchen* wie Jungen* mit auf den Weg bekommen haben. Bei ersteren kommt jedoch eine entscheidende Komponente hinzu, nämlich die Angst der Eltern davor, dass Mädchen* Opfer von geschlechtsspezifischer Gewalt werden könnten. So erinnert sich Frau Küng: *«Bei meinem Bruder hatte meine Mutter schon weniger Angst, dass ihm was passiert»* (Frau Küng, Pos. 110). Diese Angst wurde nicht explizit ausgesprochen, sondern stand vielmehr im Raum. Anna schildert ein entsprechendes Erlebnis aus ihrer Kindheit folgendermassen:

Also ich erinnere mich noch an eins, da war ich ganz klein, vielleicht so drei, vier. Und da kam meine Mutter plötzlich und meinte, ich soll nicht ohne Unterhose rumrennen. Also draussen. Es war im Sommer und ganz heiss. Also, da erinnere ich mich, dass ich das komisch fand, dass sie plötzlich so ..., die Art, wie sie es gesagt hat, so nach dem Motto, ähm, das ist ganz wichtig, sonst passiert dir was Furchtbares. Das hat sie jetzt nicht gesagt, aber das stand dahinter, so. Hinter dem, wie sie es gesagt hat. (Anna, Pos. 135)

Kinder spüren zwar eine Besorgnis der Erwachsenen, sie haben jedoch keine Vorstellung davon, worauf diese Angst gründet und wie damit umzugehen ist. Zugleich müssen sie etwas tun oder lassen, das sie ebenso wenig verstehen können. Im Beispiel von Anna war es das Anziehen der Unterhosen. Selbst wenn die geschlechtsspezifische Gewalt nicht explizit angesprochen wird, entsteht auf diese Weise ein diffuses Klima der Angst davor. Neben den Ermahnungen in der Familie wird dieses durch die Medienberichterstattung gefördert. So sagt Simone:

Und, ja, ich meine, man liest ja auch die Zeitung und man, ja, man kennt es aus den Nachrichten, dass es da, dass da sehr viel Gewalt gegenüber Frauen [gibt], oder eben Übergriffe, ähm, dass da einfach ein 'mega' hohes Risiko für Frauen besteht. Und dass man dann ..., also, dass das mal passieren kann, also das, ja, das Risiko, das ist halt einfach da. (Simone, Pos. 74)

Die Medien transportieren also ein Bild, welches suggeriert, dass jede Frau ein Risiko trägt, Opfer von geschlechtsspezifischer Gewalt zu werden. Als junge Frau schlussfolgerte Anna deshalb aus den Geschichten, die sie über geschlechtsspezifische Gewalt hörte, dass sie ein erhöhtes Risiko trug: *«Ja, natürlich auch wegen Geschichten über sexualisierte Gewalt. Ich hatte jetzt nie, oder fast nie Angst, ausgeraubt zu werden, oder sonst was, sondern es ging immer darum»* (Anna, Pos. 219).

Diese allgemeine Angst vor geschlechtsspezifischer Gewalt, die mit der Ermahnung verknüpft ist, nicht in ein fremdes Auto zu steigen und nichts von Fremden anzunehmen, bekommen also in erster Linie als weiblich gelesene Personen zu spüren. Dieses Klima der Angst begleitet Frauen* bis weit ins Erwachsenenalter hinein und wird so zum Teil ihrer Identität. Dass sich diese Angst so tief festsetzen kann, hat viel damit zu tun, wie über geschlechtsspezifische Gewalt gesprochen wird und was nicht benannt wird, wie im Folgenden dargelegt wird.

Skripte entfalten ihre Wirksamkeit, ohne dass die dahinterstehenden Vorstellungen explizit gemacht werden müssen. Die diffuse Angst kann sich unter anderem auch deswegen entfalten, weil die geschlechtsspezifische Gewalt – wie im Fall von Anna – oftmals nicht benannt wird. Die Tatabsicht, die hinter dem Verhalten der fremden Person vermutet wird, bleibt unausgesprochen. Das lässt viel Raum für vage Angstfantasien und macht die drohende Gewalt unberechenbar und schwer einzuordnen. Dass sie nicht in ein fremdes Auto steigen sollen, bekamen wohl alle Mädchen* mit auf den Weg. Doch wieso sie nicht einsteigen sollten, wurde den wenigsten gesagt. Pia erzählt, was sie damals dachte, das passieren könne: *«Keine Ahnung, dass ich entführt werde oder so [lacht]. Weiss es auch nicht»* (Pia, Pos. 124). Es gibt also eine Gefahr, diese wird jedoch nicht genau benannt. Dieses Tabu des Redens über die mögliche geschlechtsspezifische Gewalt erschwert es, Handlungsstrategien zu erarbeiten, denn es bleibt

unklar, was denn passieren würde und wogegen sich die Mädchen* oder später auch Frauen* eigentlich wappnen müssten.

Dieses Tabu des Benennens der geschlechtsspezifischen Gewalt ist mit dem in der Gesellschaft weit verbreiteten Unbehagen verbunden, über Sexualität ganz allgemein zu sprechen. Besonders für Frau Damiani und Barbara, die beide religiös aufwuchsen, war die Sexualität in der Kindheit und Jugend kein Gesprächsgegenstand. Folglich wurde auch nicht über geschlechtsspezifische Gewalt gesprochen, geschweige dann aufgeklärt. Frau Damiani reflektiert ihre erste geschlechtsspezifische Gewalterfahrung als Jugendliche wie folgt:

Und wenn ich null aufgeklärt werde, wie möchte ich dann reagieren? Ich meine, klar, man kann nicht immer gut reagieren. Aber wenn man ... das Kind aufklärt, sexuell, weibliche und männliche Geschlechtsteile, Körperteile ..., und wenn das so ist bei dir, wenn du dann jemanden kennen lernst ..., dann können solche Sachen passieren. Aber ähm, ich bin nicht aufgeklärt worden. Weil ich bin sehr, also, ich bin in einem streng gläubigen Haushalt aufgewachsen. (Frau Damiani, Pos. 127)

Auch aufgrund ihres Unwissens bezüglich der Sexualität haben die Betroffenen keine Handlungsmöglichkeiten bei geschlechtsspezifischer Gewalt, was sie umso verletzbarer macht. So war es auch bei Frau Küng, die Stealthing erlebte. Sie wusste zuerst gar nicht, dass es das gibt und wollte eine Zeitlang auch nicht wahrhaben, dass es ihr angetan worden war. Sie sagt: «*Wo man es auch gar nicht weiss, dass es das gibt. Weil eben, man möchte nicht selbst Opfer sein, oder?*» (Frau Küng, Pos. 56). Das Unwissen verstärkte bei ihr das Gefühl des Ausgeliefertseins. Wie der Hinweis auf das Opfersein andeutet, führte dies aber auch zu einer Reflexion über gesellschaftliche Diskurse. Insbesondere der Opferbegriff ist allerdings auch mit vielen problematischen Zuschreibungen verbunden, wie ich im folgenden Abschnitt zeige.

5.2.2. Ich kann Opfer werden – Opfer werden die anderen

Die Opferrolle ist ein zentraler, äusserst ambivalenter Aspekt von geschlechtsspezifischer Gewalt. Sie umfasst drei sich teilweise widersprechende Skripte. Das erste Skript verlangt eine vage Identifikation mit dem Begriff: Ich kann stets Opfer von geschlechtsspezifischer Gewalt werden. Das zweite wiederum führt zur Einstellung «mir passiert das nicht, Opfer werden die anderen». Das dritte Skript schliesslich erfordert eine Abgrenzung: «Opfer von geschlechtsspezifischer Gewalt sind selbst schuld, also bin ich kein Opfer».

Die Identifikation mit der Opferrolle und die damit verbundene Sprach- und Handlungsmachtlosigkeit, wird schon in der Kindheit als mögliches Verhaltensskript angeboten und im Erwachsenenalter oft verfestigt. So schreibt Glammeier (2011): «Gerade in dieser Verleiblichung [der weiblichen Opferrolle] besteht die besondere Stabilität männlicher Herrschaft trotz gesellschaftlichen Wandels» (S. 402). In

Annas Jugend stand Weiblichkeit als solche für den Status als Opfer und dafür, als «Sexobjekt» (Anna, Pos. 204) behandelt zu werden. Sie beschreibt dies folgendermassen: *«Es war schon so dieses, ähm, weiblich, also feminin, weiblich gekleidet gleich Opfer, gleich Tussie, gleich, ähm, nicht um meiner Willen geliebt»* (Anna, Pos. 204). Simone wiederum erklärt mit Bezug auf ihre zierliche Körperstatur: *«Ich denke immer, 'wua', ich wäre so ein 'easy' Opfer»* (Simone, Pos. 74). Auch wenn das Risiko, Opfer von geschlechtsspezifischer Gewalt zu werden, nicht von der Körpergrösse und Kraft einer Person abhängt (Heimann, 2020, S. 52), scheint diese Angst, selbst Opfer zu werden, Teil der Lebensrealität vieler Frauen zu sein. Die Auseinandersetzung damit bleibt jedoch bestenfalls vage, meistens findet sie gar nicht statt. Zugleich wird die Vorstellung, tatsächlich selbst Opfer werden zu können, von sich gewiesen. Hier wirkt das zweite Skript bezüglich der Opferrolle, nämlich der Glaube, dass das einem selbst nicht widerfährt, sondern nur den anderen. Dies ist einerseits eine gesunde Abwehrhaltung, da der Opferstatus mit Machtlosigkeit verbunden ist. Andererseits kann dies dazu führen, im konkreten Moment nicht oder nicht rechtzeitig zu handeln. Ausser den beiden, die schon als Kind geschlechtsspezifische Gewalt erlebt hatten, hatte sich keine der Interviewpartnerinnen vor der tatsächlichen Bedrohung vorstellen können, einmal Opfer von geschlechtsspezifischer Gewalt zu werden. So erinnert sich Pia an ihre Einstellung, bevor sie mit geschlechtsspezifischer Gewalt konfrontiert war: *«Keine Ahnung, ich glaube, das hat wirklich etwas mit meiner Überzeugung zu tun, dass mir das nicht passiert [lacht]. So. Was natürlich jedem passieren kann, aber, ja»* (Pia, Pos. 261). Diese Unvorstellbarkeit, Opfer zu werden, reflektiert Frau Küng folgendermassen:

Es kann noch mehr Aspekte geben, aber der Aspekt, der mir zumindest jetzt in der Zeit danach halt total schwergefallen ist, ist, dass ich wie für mich scheinbar ausgeschlossen habe, dass ich Opfer von etwas werden kann Weil das, was dann ja danach passiert ist, das ist ja eigentlich definitiv schlimmer. Das hat mich ja nicht davon bewahrt, ein Opfer zu werden. (Küng, Pos. 23)

Frau Küng wollte nicht wahrhaben, dass sie Opfer geschlechtsspezifischer Gewalt geworden war, und konnte deshalb die Anzeichen der Schwangerschaft nicht deuten. Dies verschlimmerte die Situation dann zum Zeitpunkt, als sie die ganze Tragweite des Geschehenen realisierte. Dies zeigt, wie fatal die Überlagerungen verschiedener Skripte sein können. Die im Kapitel 5.2.1. erwähnte, diffuse und schon in der Kindheit eingeschriebene Angst und das fehlende Wissen über Handlungsstrategien können im Moment des Erlebens geschlechtsspezifischer Gewalt ein Gefühl der Machtlosigkeit erzeugen. Zugleich kann schon der Gedanke, Opfer zu werden, als dermassen schlimm empfunden werden, dass dies in der Situation selbst eine Blockade auslösen kann. Dies wiederum versetzt die Betroffenen erst in den gefürchteten Zustand der Handlungsmachtlosigkeit.

Das dritte Skript bezüglich der Opferrolle fordert, sich von anderen Opfern abzugrenzen und ihnen eine Schuld für das Geschehene zuzuweisen. So ertappt sich Sibylle selbst, wie sie normative Opferbilder hat und sich davon abgrenzt:

Hm, ja, irgendwie, also ich meine, ich habe dann wie gedacht, es ist eigentlich schlimm, aber irgendwo habe ich mich fast ein bisschen dabei ertappt, dass ich das Gefühl hatte, also was ich ja eigentlich rational überhaupt nicht finde, aber wie so ein bisschen vom Ding her, dass das vielleicht ... ja, dass das eher Frauen passiert, die ja, vielleicht eher das Gefühl haben, ah, ich will jetzt nicht böse sein. Oder irgendwie, die dann wie sehr nett sind und dann wie nicht sagen wollen, ich möchte jetzt nicht. Und, und, ja, ich habe schon ein bisschen das Gefühl gehabt, ich glaube, mir würde das jetzt nicht passieren, eher. (Sibylle, Pos. 155)

Im Anschluss an das Erlebnis geschlechtsspezifischer Gewalt musste auch Sibylle einen Umgang mit der Diskrepanz zwischen ihrer aktuellen Situation und ihren bisherigen Vorstellungen über Opfer finden, ein Reflexionsprozess, der bei ihr ein Umdeuten des Opferbildes anstieß. Frau Damiani hingegen verarbeitete ihre Geschichte geschlechtsspezifischer Gewalt für sich und lässt durchblicken, dass sie andere Betroffene, die nicht über die entsprechenden Ressourcen verfügen, etwas verweicht findet:

Oder wie man dann mit dem Ganzen umgeht. Ok. Aber dass man dann das, was passiert ist, als Grund nimmt, wieso das so ist, wie man ist, also dann müsste ich auch tot sein [lacht]. Bin ich aber nicht. Dann müsste ich, also ich sage immer zum Thema Missbrauch, ich bin da sehr, sehr allergisch, auch wenn ich sehr offen darüber rede Schlussendlich will man ja auch, dass man wieder gesund ist, dass man wieder leben will. Aber dann ... macht man sich nicht als Opfer und man spielt sich [sic] das Opfer und, ähm, geht zum Psychologen. (Frau Damiani, Pos. 151)

Opfer zu sein ist nicht attraktiv. Viele Betroffene von geschlechtsspezifischer Gewalt leiden unter psychischen und physischen Problemen. Frau Damiani zeichnet das stark verbreitete Bild von Betroffenen, die keinen Willen haben, gesund zu werden, und sich im Selbstmitleid ausruhen. Diese Zuschreibung verunmöglicht es, sich selbst als ein Opfer zu bezeichnen, geschweige denn über die psychischen und physischen Folgen der Tat zu sprechen. Diese Ambivalenzen bezüglich der Opferrolle gründen unter anderem in den damit verbundenen Skripten der Scham, der Schuld und der Passivität, auf die ich im nächsten Abschnitt eingehe.

5.2.3. Sich passiv verhalten, Scham- und Schuldgefühle haben

Die Skripte der Passivität, der Scham und der Schuld sind im gesellschaftlichen Diskurs stark mit der Opferrolle verknüpft. Frauen* haben schwach, schüchtern, ruhig, zurückhaltend und empathisch zu sein, sonst gelten sie als aggressiv und unfreundlich. Diese passiven Verhaltensmuster verhindern, dass Frauen* sich gegen geschlechtsspezifische Gewalt wehren. Diese Zuschreibung verhindert jedoch nicht, dass den Betroffenen zugleich ein Stückweit auch die Mitschuld am Geschehenen angelastet wird, was wiederum Schuldgefühle auslösen kann.

Barbara hat aufgrund ihrer eigenen Erfahrung als Betroffene eine konkrete Vorstellung davon, was es bedeutet, Opfer zu werden, und welche Auswirkungen geschlechtsspezifische Gewalt haben kann. Sie sagt, dass sie andere an ihrem «Opferverhalten» erkenne. Interessanterweise zählt sie einige

Eigenschaften wie beispielsweise «defensiv» und «zurückhaltend» auf, die weiblich gelesenen Personen generell zugeschrieben werden:

Leute, die nicht nein sagen können, es ist ihnen eigentlich alles zu viel ... und sie machen es trotzdem Es ist ja nur ich, dann mach ich das halt, oder so Und das einfach so ein bisschen Verhaltene, du kommst nicht so raus und bist immer eher so ein bisschen defensiv, so ein bisschen zurückhaltend ... nicht von der Persönlichkeit, sondern eigentlich mehr, du wärst eine 'Läbi-ge', aber so ein bisschen ... gebremst Oder so ein bisschen mit sich machen lassen. (Barbara, Pos. 145-147)

Die von Barbara beschriebenen passiven Verhaltensweisen sind in Situationen geschlechtsspezifischer Gewalt besonders wirkmächtig. Das Skript sieht vor, dass Frauen* nichts passiert, wenn sie sich passiv verhalten. Das führt dazu, dass sie sich nicht wehren, wenn sie mit geschlechtsspezifischer Gewalt konfrontiert sind, was sie leichter zu Opfern werden lässt. Die Folgen der Traumatisierung wiederum zeigen sich in einem passiven und defensiven Verhalten, welches die Betroffenen verstärkt zu potenziellen Opfern macht. Laut Graff (2004) muss schon eine hingegenommene Grenzverletzung als «Opfertraining» (S. 73) betrachtet werden, da Frauen* und Mädchen* genau über solche erduldeten Situationen verinnerlichen, dass sie jederzeit vergewaltigt werden können.

Wenn Frauen* in Situationen von geschlechtsspezifischer Gewalt das Skript der Passivität befolgen und sich nicht wehren, schützt sie dieses jedoch nicht vor Schuldgefühlen und dem Eindruck, etwas falsch gemacht zu haben. So erzählt Julia aus ihrer Adoleszenz: «*Eben früher hatte ich eher das Gefühl, ich habe etwas falsch gemacht, dass ich überhaupt angequatscht worden bin*» (Julia, Pos. 189). Es gibt unzählige Beispiele dafür, wie Frauen* sich zu verhalten haben, wenn sie nicht selbst für das Erleben von geschlechtsspezifischer Gewalt schuld sein wollen. Wie weiter oben aufgezeigt wurde, werden diese gesellschaftlichen Verhaltensregeln schon in der Kindheit eingeübt. Sie reichen von Kleidervorschriften über Orte, die zu meiden sind, bis zum Sprachgebrauch und zu spezifischen Emotionskripten wie der Angst. Wie Graff (2004, S. 28) argumentiert, wird die geschlechtsspezifische Gewalt von Männern* dadurch entschuldigt, dass den Betroffenen unterstellt wird, sie hätten sie durch ihr Auftreten oder durch ihre Kleidung provoziert. Wenn Frauen* beispielsweise nachts allein im Park spazieren gehen, werde dies als Überschreiten der Grenzen weiblichen Verhaltens betrachtet. Vor diesem Hintergrund werde geschlechtsspezifische Gewalt zumindest ansatzweise als gerechtfertigt angesehen.

Die Schuld wird also bei der Betroffenen gesucht: Sie hat sich falsch verhalten, sonst wäre es nicht passiert. Und wenn es dann doch passiert, schämen sich die Betroffenen, weil es passiert ist. So beschreibt Sibylle ein Gefühl der Scham, wenn sie erzählt, wie schwer es ihr gefallen ist, über das erlebte Stalking zu sprechen:

Und aber, ich habe schon auch gefunden, es ist wie nicht so etwas Angenehmes zum Erzählen. Also, irgendwie schon fast ein bisschen schambehaftet, vielleicht. Weil ich dann auch das Gefühl

hatte, also, ja, dass das mir jetzt passiert, hätte ich jetzt wie auch nicht unbedingt damit gerechnet, irgendwie. (Sibylle, Pos. 57)

Dass sich Betroffene schämen, zeigt in aller Deutlichkeit, wie die beschriebenen Skripte wirken. Nicht die gewaltausübenden Personen schämen sich, sondern die davon Betroffenen. Letzteres tun sie laut Spangenberg (2020, S. 124) unter anderem deshalb, weil intime Körperstellen und Gefühle involviert sind, was besonders unangenehm ist. Ein Gefühl der Scham entsteht aber auch generell in Verbindung mit der Zuschreibung der Opferrolle .

Zu akzeptieren, dass sie selbst Opfer einer Gewalttat geworden waren, war für einige der Interviewpartnerinnen ein sehr schmerzhafter Prozess. Opfer zu werden ist mit Scham und ein Stückweit auch mit dem Gefühl der Niederlage verbunden. Wie Nef (2020, S. 226-228) argumentiert, kann es gar zu einem Bruch im Selbstbild führen, weil die Betroffenen sich selbst aufgrund der normativen Opfer- und Gewaltbilder nicht als Opfer wahrnehmen können und wollen. Alle Interviewpartnerinnen erzählen, dass es Momente gab, in denen sie sich für das Erlebte schämten. Frau Küng beschreibt, dass sie lange Zeit brauchte, um sich bei der Opferberatungsstelle zu melden, da sie ja selbst nicht Opfer sein wollte. Sie sagt:

Das hat sicher damit zu tun, dass ich mir nicht eingestehen wollte, dass ich ein Opfer geworden bin. Dabei wurde mir auch klar, welches Bild ich von Opfern bis anhin hatte, nämlich, dass diese bis zu einem gewissen Grad selbst schuld sind an der Situation. (Frau Küng, Pos. 185).

Opfer werden die anderen und sie sind ein Stückweit auch selbst schuld. Dieses unterschwellige Bild über Betroffene von geschlechtsspezifischer Gewalt löst Schamgefühle aus, wenn jemand selbst davon betroffen ist. Das Selbstbild kommt ins Wanken, was die Scham- und Schuldgefühle noch verstärken kann. Diese Gefühle wiederum erschweren es, über das Erlebte zu sprechen. Dadurch, dass die Betroffenen sich nicht getrauen, über das Erlebte zu sprechen, wird die gesellschaftliche Dimension der geschlechtsspezifischen Gewalt unsichtbar. Das Problem bleibt ein Individuelles und das Bild vom Opfer, das sich falsch verhalten hat und somit selbst schuld ist, bleibt hartnäckig im gesellschaftlichen Diskurs verankert, wenn es sich nicht sogar verfestigt.

Im Kapitel 5.2.1. habe ich aufgezeigt, dass die im Raum stehende Gefahr der geschlechtsspezifischen Gewalt kaum explizit benannt wird. Nebst diesem Tabu des Benennens kommt es zu einer Tabuisierung und Normalisierung gewisser Formen von realen Taten geschlechtsspezifischer Gewalt. Wie ich im folgenden Abschnitt darlege, trägt dies wiederum zur Verfestigung dessen bei, was als «normal» betrachtet wird.

5.2.4. Tabuisierung und Normalisierung geschlechtsspezifischer Gewalt

Die im vorangehenden Unterkapitel aufgezeigte Verstrickung von passiven Verhaltensweisen, negativen Opferbildern, Gefühlen der Scham und der Empfindung, dass die Betroffenen selbst für die Gewalt verantwortlich seien, stellt eine komplexe, schwer aufzulösende Konstellation dar. Nicht zuletzt indem sie die Tabuisierung von geschlechtsspezifischer Gewalt fördert, bereitet sie den gewalttätigen Handlungen einen gesellschaftlichen Boden. Denn je weniger darüber gesprochen wird, desto weniger sind die Betroffenen sichtbar. Zugleich werden auch die Gewalt selbst und die Täter*innen nicht als solche benannt und letztere nicht zur Verantwortung gezogen. Die geschlechtsspezifische Gewalt wird so zu einem normalen Aspekt des gesellschaftlichen Lebens. Laut Glammeier (2011) werden Frauen* auch durch diese «Normalisierung von Gewalt bei gleichzeitiger Tabuisierung» (S. 410) zu Objekten von Gewalt. Zugleich sind nicht nur die Gewaltvorfälle an sich schmerzhaft für die Betroffenen, sondern auch die generelle Nicht-Anerkennung, die laut Glammeier (2011, S. 410) mit den eingeschriebenen Normen der Geschlechterverhältnisse einhergeht.

Insbesondere die geschlechtsspezifische Gewalt an Mädchen* unterliegt einem gesellschaftlichen Tabu, da diese Form von Gewalt meist innerhalb der Familie stattfindet. Die soziale Nähe zwischen tatauübender und schutzbedürftiger, minderjähriger Person, belässt diese Gewalt ausserhalb des Denk- und Aushaltbaren und wird somit selten aufgedeckt. So behandelte Frau Schmied das Erlebte lange als «Geheimnis». Ihre Eltern und ihre Tochter wissen bis heute nichts davon, weil sie Angst hat, dass es sie überfordern würde. Sie berichtet: *«Ich habe es meinem Mann nie erzählt, ich habe es gar nie jemandem erzählt»* (Schmied, Pos. 42). In der Zwischenzeit weiss ihr Mann Bescheid, doch hat das Wissen darüber die Beziehung anfänglich auf eine grosse Probe gestellt, da die Tatsache, dass das «Geheimnis» erst nach Jahren des Zusammenseins gelüftet wurde, viele Fragen aufwarf. Bei Barbara wollte die Familie die Gewalt nicht sehen. Als sie das Tabu brach und darüber zu sprechen begann, wurde sie anstelle des Täters aus der Familie ausgeschlossen. Mit ihren Eltern hat sie keinen Kontakt mehr und über die Beziehung zu ihrer Schwester sagt sie:

Und jetzt habe ich wie das Gefühl, es kommt ihr wie zu nahe, es könnte ja bei ihr auch hochkommen. Es ist dann mal ..., sie hat mal so ein bisschen gefragt, siehst du das immer noch so heute? Und jetzt hat sie mich total abgeblockt. (Barbara, Pos. 98)

Aufgrund der Tabuisierung der geschlechtsspezifischen Gewalt braucht das soziale Umfeld der Betroffenen keine Verantwortung zu übernehmen, weder für das Wegschauen in der Situation selbst noch für die längerfristigen Folgen der Tat. Die Auseinandersetzung mit der erlebten Gewalt wird so einmal mehr individualisiert. Durch den fehlenden Austausch mit Nahestehenden fehlt zudem eine wichtige Ressource für die Verarbeitung des Geschehenen.

Ein weiterer Aspekt der Tabuisierung und Normalisierung besteht darin, dass ausschliesslich die Vergewaltigung als geschlechtsspezifische Gewalt gesellschaftlich anerkannt und auch verurteilt wird. Dabei

herrscht das Bild des unbekanntes Täters vor, der eine wehrlose Frau vergewaltigt. Alle anderen Formen der Gewalt wie Vergewaltigung in der Ehe, sexuelle Nötigung oder Belästigung werden im gesellschaftlichen Diskurs relativiert und somit normalisiert. Frau Küng berichtet wie folgt über die Reaktion eines Bekannten, als sie ihm das Gewalterlebnis erzählte: *«Also so, hm, ja, das wäre ja dann, also ne Vergewaltigung wär das ja nicht und gleichzeitig, der Typ wär verrückt»* (Frau Küng, Pos. 137). Die tendenzielle Verneinung der Gewalttätigkeit wird hier durch eine Pathologisierung des Täters ergänzt: Ein normaler Mann* würde so etwas niemals tun.

Für die Betroffenen bedeutet dies, dass alle anderen Formen von geschlechtsspezifischer Gewalt schwierig einzuordnen und zu verarbeiten sind. Nina beschreibt, dass sie Mühe hatte, sich selbst einzugestehen, dass ihr etwas Schlimmes zugestossen war. Sie bezeichnet die versuchte Nötigung oder Vergewaltigung im Club als einen *«seelischen Eingriff»* (Nina, Pos. 91) und erklärt: *«Das Zugeständnis, dass das etwas Schlimmes ist, das mir passiert ist, ich glaube, das habe ich ganz lange ein bisschen weggedrückt. So quasi, ja, es ist ja nichts ..., also, es ist ja keine Vergewaltigung gewesen»* (Nina, Pos. 89). Erst in der Auseinandersetzung mit dem Erlebten geschieht eine Verschiebung der Wahrnehmung davon, was als geschlechtsspezifische Gewalt gilt und somit als verletzend erfahren werden darf. Auch Sybille versuchte, das erlebte Stalking und die damit einhergehende Verunsicherung mit dem in Einklang zu bringen, was sie bis anhin als Gewalt definiert hatte: *«Eben, es ist ja jetzt nicht physische Gewalt, oder so. Wo man dann wie das Gefühl hat, das ist ..., ja. Aber es ist wirklich, ja, es ist wirklich ... sehr unangenehm»* (Sybille, Pos. 163).

Da ausschliesslich die Vergewaltigung als Gewalt anerkannt ist und das Risiko, Opfer davon zu werden, für jede als weiblich gelesene Person unausgesprochen im Raum steht, wird negiert, dass es verschiedene andere Formen der geschlechtsspezifischen Gewalt gibt, die erst den gesellschaftlichen Rahmen für Vergewaltigungen schaffen. Durch diese Normalisierung anderer Formen von Gewalt steht die Gefahr einer Vergewaltigung kontextlos im Raum. Deshalb gibt es keine Handlungsstrategien, um gewalttätige Absichten und Handlungen schon früh stoppen zu können, da sie nicht als Gewalt gedeutet werden. Sobald jedoch die gewalttätige Absicht erkannt wird, wird laut Marcus (1992, S. 389) schon eine Drohung oder eine andere Bemerkung, welche auf eine beabsichtigte Vergewaltigung hinweisen könnte, oftmals mit dieser Vergewaltigung gleichgesetzt. Handlungen wie eine sexuelle Belästigung, die eine Vergewaltigung vorbereiten können, werden dann zu Metaphern für Vergewaltigung selbst. Dies verhindert das Erkennen der Lücken im Kontinuum zwischen dem ersten Ansprechen und der Gewalttat. Gerade in diesen Lücken können sich jedoch Handlungsmöglichkeiten für die Betroffenen eröffnen. In folgendem Zitat spricht Julia zunächst diese Kontinuum-These an, um anschliessend auf die Normalisierung und Tabuisierung einzugehen. Es ist bezeichnend für die Funktionsweise von Skripten, dass sie sich überlagern können, selbst wenn sie sich widersprechen – sexuelle Belästigung wird nicht als solche

erkannt, oder aber sie wird gleich mit Vergewaltigung gleichgesetzt. Beide Interpretationen verhindern das Entwickeln von Handlungsstrategien:

Ich hatte immer das Gefühl gehabt, das passiert dann so schnell schnell. Oder. So Vergewaltigungssituationen. Weil ich immer so im Kopf gehabt habe, da sagt jemand, komm und dann wird man von dieser Person genötigt, 'uu' schnell, zu etwas. Und darum, ich habe das [Angesprochenwerden] nie ... als sexuellen Übergriff irgendwie wahrgenommen, so Geschichten. Eben, wenn man einfach blöd angequatscht wird, oder Aber ich habe das nicht als das Gleiche wahrgenommen. (Julia, Pos. 86)

Das Bild des fremden Vergewaltigers, der unerwartet aus dem Nichts auftaucht, hält sich hartnäckig in den Köpfen. Dies widerspricht der Tatsache, dass die meisten Vergewaltigungen durch Personen aus dem nahen Umfeld erfolgen (Heimann, 2021, S. 54), und erschwert die Vorstellung davon, welche Möglichkeiten es schon im Voraus geben könnte, um drohende geschlechtsspezifische Gewalt abzuwenden. Auch hier zeigt sich, dass die verschiedenen Skripte eng miteinander verknüpft sind. Ein wertefreies Verständnis des Opferbegriffs und eine breite Definition davon, was geschlechtsspezifische Gewalt umfasst, würden die Anerkennung des erlittenen Leids erleichtern und könnten dazu beitragen, dass vermehrt über die verschiedenen Formen, die geschlechtsspezifische Gewalt annehmen kann, gesprochen wird. Mögliche Lücken im Kontinuum des Vergewaltigungsskript könnten dann von den Betroffenen leichter erkannt werden.

Ein weiterer Aspekt der Tabuisierung des Sprechens über die konkreten Formen geschlechtsspezifischer Gewalt besteht darin, dass die Tat verborgen bleibt und die gewaltausübende Person keine Verantwortung übernehmen muss. Erst als sie die Tat öffentlich gemacht hatte, wurde Nina beispielsweise klar, dass sie in ihrem Umfeld bei Weitem nicht die erste Betroffene war. Bis dahin hatte jedoch niemand darüber gesprochen, sodass der Täter über einen längeren Zeitraum hinweg Gewalt ausüben konnte und durch das Umfeld indirekt gedeckt wurde. Im Interview versucht Nina, dieses Erkenntnis folgendermaßen einzuordnen:

Weil ich auch so gedacht habe, äh, wieso sagt jede Person, ja, sie habe auch schon mal so etwas gehört. Und es wird irgendwie nichts Oder dass, wenn Leute dieses Verhalten wahrgenommen haben, sie sich einfach abgewendet haben, von ihm Und ich glaube, darum konnte das wie so stetig weitergehen. (Nina, Pos. 148)

Das Umfeld wendet sich zwar vom Täter ab, doch wird die Gewalt nicht thematisiert. Damit wird sie letztlich toleriert und es wird in Kauf genommen, dass es «stetig weitergeht». Es wird keine Öffentlichkeit hergestellt, wodurch das Problem individualisiert wird. Die Betroffenen müssen allein einen Umgang mit dem Erlebten finden in einem Umfeld, das durch sein Schweigen suggeriert, dass das Erlebte «normal» ist. Dazu und zur Entlastung der Täter trägt auch die Forderung nach Harmonie und Empathie bei, auf die ich nun eingehe.

5.2.5. Höflich und harmonisch sein und sich verpflichtet fühlen

Ein zentrales geschlechtsspezifisches Skript fordert von Frauen*, höflich, einfühlsam und harmonieerhaltend auf die Handlungen anderer zu reagieren. Alle Interviewpartnerinnen sprechen davon, dass sie schon eine für sie unangenehme Situation aus Höflichkeit oder aus einem Pflichtgefühl heraus ertragen haben. So erzählt Julia: «*Weil am Anfang hatte ich immer das Gefühl, man muss das Gespräch mitmachen. Es wäre unhöflich, einfach zu sagen, man will nicht*» (Julia, Pos. 47). Höflich sein, lächeln und möglichst niemanden enttäuschen sind Skripte, die weiblich gelesene Personen verinnerlicht haben. Nina bringt diese Thematik folgendermassen auf den Punkt:

Ich habe mit 20 nicht verstanden, dass das, ähm, dass das unangebracht ist. Dass mir jemand einfach an den Arsch langt, zum Beispiel Ja also, ich meine halt insofern ..., wenn ich mich anschau, wie ich war mit 20, als es jedes Mal passiert ist, dass irgendein Typ mir im Club an den Arsch gelangt hat, und ich habe das nicht toll gefunden und ich habe einfach gelächelt und so getan, als ob es mir nichts ausmache. (Nina, Pos. 177)

Norris, Zawacki, Cue Davis und George (2018, S. 88) betonen, wie wirksam psychische Barrieren wie die Sorge um die Gefühle des Mannes den Widerstand gegen geschlechtsspezifische Übergriffe verhindern. Die Betroffenen fühlen sich verantwortlich, dass das Gegenüber sich nicht unwohl fühlt, und übergehen so ihre eigenen Bedürfnisse. Auffallend ist dabei, dass viele von ihnen auch das Bedürfnis haben, sich der grenzverletzenden Person gegenüber zu erklären. So erzählt Sibylle:

Und ich habe das eigentlich wirklich recht schnell unangenehm gefunden. Und habe dann aber trotzdem noch ein paarmal mit ihm telefoniert. Und gesagt, 'hey schau', ähm, und habe wie auch versucht, ihm zu erklären, 'schau, wir haben uns jetzt wie einmal getroffen und mir geht es jetzt wie so ein bisschen zu schnell und so'. (Sibylle, Pos. 3)

Sibylle hatte schon entschieden, dass sie den Kontakt abbrechen möchte, doch hatte sie das Bedürfnis, sich zu erklären, um nicht unhöflich zu wirken. Auch Frau Damiani beschreibt, wie sie über ihre Grenzen ging, indem sie Mitgefühl für den Täter und seine Kinder empfand: «*Aber da ich ja ein guter Mensch bin, habe ich gedacht, ok, ich gebe ihm das ..., dass er da auch weitergehen kann. Weil, er braucht ja trotzdem diese Kraft, als Vater weiterzumachen*» (Damiani, Pos. 119). So stellen allgemein als positiv bewertete Verhaltensweisen wie Höflichkeit und Einfühlsamkeit in Bezug auf geschlechtsspezifische Gewalt eher eine Gefahr als einen Schutz dar. Diese Erkenntnis formuliert Julia folgendermassen:

Und ja, weisst du, ich hätte einfach aufstehen können und gehen. Es ist irgendwie ..., weiss auch nicht. Aber das habe ich mich dort irgendwie nicht getraut. Eben, dort ist dieses Höflichkeitsgefühl wie ... ja ... grösser gewesen. Ja. Als mich selbst schützen. (Julia, Pos. 251)

Das Ausharren in der Situation, weil es das Höflichkeitsempfinden vorschreibt, kann gefährlich sein, da die Täter*innen genau auf dieses Verhaltensskript vertrauen. Herman (2018, S. 81-82) schreibt dazu, dass viele gewaltbetroffene Frauen* im Rückblick erkennen, dass sie eine Ahnung hatten, dass die Situation gefährlich werden könnte. Sie ignorierten jedoch diese Ahnung und damit die Gelegenheit, aktiv zu werden und beispielsweise zu flüchten. Dies taten sie in erster Linie aus Angst vor Konflikten, oder

um peinliche Situationen zu verhindern. Marcus (1992, S. 396) argumentiert, dass eine nette und empathische Reaktion auf eine Aggression die Vergewaltigung nicht verhindern kann. Dies würde voraussetzen, dass eine tatusübende Person sich mit den Interessen seines Angriffsziel identifiziere, was sie ja offensichtlich nicht tue.

Für die Interviewpartnerinnen war es unangenehm, das Skript zu befolgen und durch ihre Passivität die Handlungsmacht der grenzverletzenden Person zu überlassen. Es existierte jedoch kein anderes Handlungsangebot, auf das sie hätten zurückgreifen können. Glammeier (2011, S. 409) spricht deswegen nicht von Handlungsunfähigkeit der Betroffenen, sondern von Handlungsmachtlosigkeit. Sie stellt das Handeln damit in einen Zusammenhang mit der symbolischen und sozialen Ordnung: «Gewaltbetroffene Frauen sind nicht handlungsunfähig. Sie handeln sehr wohl – aber im Rahmen der Herrschaft» (Glammeier, 2011, S. 409).

Im Folgenden interessiert mich nun die Frage, welches die Möglichkeitsbedingungen sind, um aus dieser Handlungsmachtlosigkeit herauszukommen. Genauso, wie diese sich im Lauf des Lebens verfestigen kann, zeigen die Gespräche mit den Interviewpartnerinnen etwa auf, dass die Biografie auch als Ressource im Sinne eines Lernprozesses verstanden werden kann. Der Handlungsmachtlosigkeit stehen stets auch Praktiken gegenüber, welche es den Betroffenen ermöglichen, sich aus einer Situation von geschlechtsspezifischer Gewalt zu befreien. Sie sind jedoch meist weniger leicht erzähl-, hör- und sichtbar. Vor diesem Hintergrund wurde in den Interviews gezielt nach Handlungsstrategien der Betroffenen in Situationen von geschlechtsspezifischer Gewalt oder später im Verarbeitungsprozess gefragt. Im Folgenden wird erläutert, wie die Interviewpartnerinnen die beschriebenen Skripte durchbrechen, umdeuten und entlernen konnten und welche Muster darin erkennbar sind.

5.3. Wie die Skripte durchbrochen werden

Bezeichnend für alle in den Interviews erwähnten Situationen war, dass es eine Art «Wendepunkt» gab, welcher es den Betroffenen ermöglichte, den beschriebenen Skripten nicht zu folgen. Ein Moment also, in welchem die Frauen aktiv wurden und die Situation zu bestimmen begannen. So schildert Frau Schmied, wie sie als Erwachsene auf den Täter traf, der für die in ihrer Kindheit erlebte geschlechtsspezifische Gewalt verantwortlich gewesen war und vor dem sie bis zu jenem Zeitpunkt Angst gehabt hatte. Dadurch, dass er bei ihr zu Hause aufkreuzte und ihr sehr nahe kam, scheint er eine rote Linie überschritten zu haben:

Und dann ist er so nahe gestanden und ich weiss nicht wieso, aber ich habe ihm einfach eine Ohrfeige gegeben. Einfach ..., also da [zeigt auf die Backe], er ist ganz blau gewesen, glaube ich, danach. Und mir haben die Finger weh getan. Und dann habe ich gesagt: 'Vor dir habe ich keine Angst mehr'. Und habe die Türe zu gemacht. Und das war wie so ..., ich weiss auch nicht. Es hat

mir selbst 'uu viel' gebracht. Seit da habe ich wirklich einfach keine Angst mehr vor ihm. Er kann machen, was er will, eigentlich. (Frau Schmied, Pos. 65)

Im Moment, in dem Frau Schmied dem Täter eine Ohrfeige gab, durchbrach sie das Skript, welches ein ängstliches, passives und empathisches Verhalten vorschreibt. Und sie durchbrach das Beziehungsmuster zwischen dem Täter und sich selbst. Beide begaben sich in diesem Moment auf Neuland, da ihr Handeln keinem üblichen Muster mehr folgen konnte. Dieser Bruch mit dem Skript ist jedoch nicht so einfach zu bewerkstelligen. So beschreiben alle Interviewpartnerinnen, wie sie zuerst Grenzüberschreitungen über sich ergehen liessen, bis endlich der Moment kam, an dem sie selbstbestimmt zu reagieren begannen. Dieser Wendepunkt kann verschiedene Auslöser haben. Er scheint jedoch eine Notwendigkeit zu sein, um die Skripte erfolgreich zu durchbrechen.

Im Folgenden diskutiere ich anhand der Interviewdaten, was es braucht, um einen solchen Wendepunkt zu erreichen und wie sich die Interviewpartnerinnen auf dieser Basis neue Handlungsoptionen aneigneten. Konkret analysiere ich, welche Strategien des Durchbrechens der für geschlechtsspezifische Gewalt zentralen Skripte die Interviewpartnerinnen genau angewandt haben und welche für sie letztlich hilfreich waren. Dabei wird zugleich deutlich, auf welche Ressourcen sie zurückgreifen konnten. Nur bis zu einem gewissen Grad lassen sich mit Mader (2013) kulturelle, sozioökonomische und individuelle Ressourcen unterscheiden, da diese Kategorien eng miteinander verschränkt sind. Dennoch ist die Unterscheidung dieser Ebenen hilfreich, da die Überlagerungen und Verschränkungen und die gesellschaftlichen Dimensionen geschlechtsspezifischer Gewalt auf diese Weise erst sicht- und diskutierbar werden. Je nach konkretem Tattext, Biografie und kultureller und sozioökonomischer Verortung der Betroffenen ergeben sich daraus spezifische Praktiken. Aus diesen wiederum lassen sich einige Muster herauschälen.

5.3.1. Kulturelle Ressourcen: Das Entlernen von Skripten und Erlernen neuer Handlungsmöglichkeiten

Jegliches Handeln, das der Opfer-Täter-Dichotomie widerspricht, ist ein Handeln, das zugleich geschlechtliche Rollenmuster durchbricht. Marcus spricht von «grammatikalisch korrekten Regeln» (1992, S. 396), aus welchen ausgebrochen werden muss, um die geschlechtsspezifischen Skripte umzuschreiben. Angesichts der Tatsache, dass diese Skripte schon von Kindheit an gelernt werden, setzt das Nichtbefolgen oftmals einen aktiven Prozess des Entlernens voraus. Darauf und auf dessen Möglichkeitsbedingungen gehe ich im Folgenden vertieft ein. Zunächst untersuche ich, welche kulturellen Ressourcen von den Interviewpartnerinnen genutzt wurden. Darunter werden Wissensbestände und Aneignungsmöglichkeiten verstanden, die sich durch ihre intersubjektive Teilbarkeit von den im Kapitel 5.3.2. beschriebenen individuellen Ressourcen unterscheiden. Das Setzen von Grenzen beispielsweise ist für

Betroffene nicht etwas Alltägliches. Vielmehr ist es in vielen Fällen ein Wissen, beziehungsweise eine Fähigkeit, die sie sich erst im Laufe ihres Lebens angeeignet haben. Wie ich im ersten Abschnitt aufzeige, geschah dies in einigen Fällen dadurch, dass die Interviewpartnerinnen lernten, die Gewalt in ihrem gesellschaftlichen Kontext zu verorten.

Sensibilisierung für und gesellschaftliche Kontextualisierung von geschlechtsspezifischer Gewalt

Die Fähigkeit, geschlechtsspezifische Gewalt in ihrem gesellschaftlichen Kontext zu verorten, und eine Sensibilität bezüglich der Thematik ganz allgemein, sind markante Merkmale der Interviews. Dieses Wissen ist nicht nur die Folge individueller Erfahrungen, sondern basiert meist auch auf dem Austausch mit anderen Betroffenen und anderen Formen des intersubjektiven Teilens. Erst im Vergleich verschiedener Erlebnisse werden deren – gesellschaftliche – Strukturen erkennbar. Dabei beschreiben die Interviewpartnerinnen das Erwachsenwerden als eine Art Initiationsritual. Sie erlebten die Adoleszenz, teilweise auch schon die Kindheit, als eine Zeit von geschlechtsspezifischen Grenzverletzungen, Belästigungen und manchmal auch massiverer Gewalt. Mit der Zeit lernten sie, diese Erlebnisse als geschlechtsspezifische Gewalt einzuordnen und daraus Konsequenzen für das eigene Verhalten zu ziehen.

Eindrücklich beschreibt beispielsweise Julia ihre Erfahrungen in den Jugendjahren. Sie wurde damals oft von Männern* angesprochen, wobei sie sich bedrängt fühlte. Sie konnte jedoch nicht aus dem Skript ausbrechen, das von einer jungen Frau* Höflichkeit verlangt, und die Gespräche abklemmen. Sie sagt:

Ich glaube, früher hätte ich es mir länger gefallen lassen und hätte wie das Gefühl gehabt, es ist unhöflich jetzt irgendwie da Ja, ich hätte es, glaube ich, wie auch weiter gehen lassen. Ich wäre, glaube ich, mehr in Bedrängnis gekommen. (Julia, Pos. 45)

Erst im Laufe der Zeit und nach einigen unangenehmen Erfahrungen wurde es Julia möglich, den Zusammenhang zwischen vermeintlich unverfänglichen, aber unangenehmen Gesprächen und massiverer Gewalt zu erkennen. Dies war für sie die entscheidende Grundlage, um einen neuen Umgang mit dieser Form der geschlechtsspezifischen Grenzverletzungen entwickeln zu können:

Ich glaube, die Entscheidung, oder zu wissen ..., dass man sich abgrenzen darf und dass man sich wehren darf. Ja, ich glaube, das hat mir ein bisschen gefehlt. Ich habe immer zuerst aus einem Ding raus, oh, der, oder die Person spricht nur mit mir. Das ist ja nichts Schlimmes. Und ich glaube einfach irgendwie ..., dass man früh klar sagen darf, ich bin nicht interessiert an einem Gespräch. Also ja. Ich habe das lange als unhöflich empfunden. Also bis ich halt auch einfach gemerkt habe, wo es auch hinführen kann Und gemerkt habe, es ist nicht unhöflich von mir, sondern es ist dann ein Schutz von mir selbst. Und ich glaube, dieses Wissen, es kann einfach sehr unverfänglich anfangen, eine blöde Situation. Oder? (Julia, Pos. 184-185)

Früh zu intervenieren, wenn eine Situation sich unangenehm anfühlt, kann ein Schutz sein. Graff (2004) bezeichnet die vermeintlich netten Annäherungsversuche von Täter*innen als «Test-Phase» (S. 71), um herauszufinden, ob eine Person sich als Opfer eignet. Das Brechen mit konventionellen

Rollenerwartungen schon bei vergleichsweise harmlosen Belästigungen ist deshalb von zentraler Bedeutung, um eine weitere Gewaltspirale zu stoppen. Auch Nina erlebte als junge Frau viele Grenzüberschreitungen. Heute analysiert sie die damaligen Erlebnisse und das Skript der Höflichkeit und Harmonieorientierung folgendermassen:

Das ist ganz klar das Rollenbild von: Die Frau muss die Harmonie aufrechterhalten. Also das heisst, wenn mir ein Typ im Ausgang ans 'Füdüli' gelangt hat ..., als ich 20 gewesen bin, dann habe ich ..., wenn ich dem gesagt hätte, dass ich das Scheisse finde und ich ihm vielleicht auch ..., ja, alsoforsch gesagt hätte, was ich davon halte, dann hätte ich ja diese Harmonie kaputt gemacht, vom Partymachen, so. (Nina, Pos. 188)

Unterdessen kann Nina ihr Verhalten einordnen, indem sie ein geschlechtsspezifisches Rollenbild erkennt, welchem sie damals zu entsprechen versuchte. In ihrer Jugend war sie dazu noch nicht in der Lage. Sie übernahm die Verantwortung für die Situation, indem sie versuchte, das Gegenüber nicht zu enttäuschen.

Bezogen auf ihre je spezifischen Erlebnisse erkennen alle Interviewpartnerinnen diese Muster. Sie erzählen, dass sie nicht wussten, wie sie auf Grenzverletzungen reagieren sollten. Viele schrieben sich selbst die Verantwortung für das unangenehme oder bedrängende Gefühl zu. Dadurch wird ersichtlich, dass keine der Interviewten die geschlechtsspezifische Gewalt oder Grenzverletzung in ihrer Jugend schon einordnen konnte. Ihnen war keine Sprache dafür vermittelt worden, geschweige denn Strategien, wie damit umzugehen wäre. Sie mussten zuerst negative Erfahrungen machen, um diese schliesslich einordnen und als grenzverletzend analysieren zu lernen. So sagt Nina:

Jetzt habe ich einfach ein ganz anderes Bewusstsein mit dieser Thematik Ich habe mit 20 nicht verstanden, dass das, ähm, dass das unangebracht ist. Dass mir jemand einfach an den Arsch langt, zum Beispiel. Ja, ich glaube, die Sensibilisierung für diese Thematik, das ist wichtig. (Nina, Pos. 177)

Das Unwohlsein in einer Situation kann ohne eine grundlegende Sensibilität bezüglich der Thematik nicht verortet werden. Oft wird es von den Betroffenen verdrängt oder als nicht so schlimm abgetan. Erst durch die Sensibilisierung besteht die Möglichkeit, die eigenen Gefühle ernst zu nehmen und über Handlungsstrategien nachzudenken. Diese Sensibilisierung kann von individuellen Erfahrungen ausgehen, meist aber geschieht sie (auch) im Austausch mit anderen Betroffenen und/oder durch das Aneignen von Fachwissen. So war für Anna die Lektüre einschlägiger Literatur der Schlüssel zu ihrem heutigen selbstbestimmten Handeln:

Ich habe viel gelesen. Ich habe viel feministische Literatur gelesen. Die ich als Teenie glücklicherweise entdeckt hab, was eine riesengrosse Erleichterung war. Weil plötzlich war es so glasklar, hey, es ist nicht mein Problem, sondern das Patriarchat ist das Problem. Das hat mir unglaublich viel gebracht. (Anna, Pos. 156)

Die Einordnung der geschlechtsspezifischen Gewalt in ihren gesellschaftlichen Kontext ermöglicht es, das Problem nicht mehr als ein individuelles zu betrachten und es somit auch thematisierbar zu machen.

Dieses Wissen wurde den Interviewpartnerinnen nicht schon in der Kindheit mitgegeben, im Gegensatz zur Angst davor, wie im Kapitel 5.2. aufgezeigt wurde.

Diese Fähigkeit, Grenzverletzungen in ihrem gesellschaftlichen Kontext zu verorten, kann zugleich von den Rollenbildern nicht vorgesehene Handeln legitimieren. So sagt Nina bezüglich ihrer Angst, unhöflich zu wirken, wenn sie Grenzen setzte: *«Und ich habe wie so gemerkt ..., ja, dass das eigentlich gar nichts damit zu tun hat. Dass ich jetzt immer noch eine nette Person bin und eine verständnisvolle. Dass sich eigentlich andere Leute dann halt einfach nicht so verhalten»* (Nina, Pos. 201). Die Erkenntnis, dass nicht die Betroffene unhöflich ist, wenn sie eine geschlechtsspezifische Grenzverletzung stoppt, sondern die grenzverletzende Person, ist ein wichtiger Schritt, um die seit der Kindheit erlernten Skripte zu entlernen.

Der Prozess der Sensibilisierung, den die Interviewpartnerinnen beschreiben, kann in mehrere Schritte aufgegliedert werden. Zuerst kommt das Wahrnehmen der Belästigung, gefolgt von der Erkenntnis, dass diese Belästigung geschlechtsspezifische Gewalt ist und in weitere Übergriffe münden kann. Der dritte Schritt besteht darin, sich selbst die Erlaubnis zu erteilen, das Skript tatsächlich zu durchbrechen. Der vierte Schritt schliesslich beinhaltet das Aneignen und Üben von entsprechenden Handlungsstrategien, wie im Folgenden am Beispiel des Setzens von Grenzen aufgezeigt wird.

Grenzen setzen lernen

Für alle Interviewpartnerinnen ist das Setzen von Grenzen ein Thema. Die meisten thematisieren, wie sie sich erst konkrete Handlungsstrategien aneignen mussten, um das Skript der höflichen und harmoniebedürftigen Frau* durchbrechen zu können. Nur gerade für Frau Küng und für Sibylle scheint das Abgrenzenkönnen etwas zu sein, das ihnen schon in der Kindheit mit auf den Weg gegeben wurde. So ist es Sibylle sehr deutlich bewusst, wo ihre Grenzen sind und wie sie diese setzen kann. Dieses Wissen gab ihr Sicherheit, während sie gestalkt wurde. Sie erklärt,

dass ich wie gefunden habe und immer noch finde, das ist wie meine Grenze und wenn das wie nicht respektiert wird, dann ähm, ja, kann ich mich wie wehren und ich kann wie etwas machen, um trotzdem diese Grenze wahren können. (Sibylle, Pos. 197)

Auch Pia weiss ihre Grenzen zu setzen, doch werden diese Handlungen nicht immer auf Anhieb respektiert. Für den Fall, dass eine erste Grenzsetzung nicht funktioniert, hat sie weitere Handlungsstrategien. Ihr Vorgehen, um belästigende Personen loszuwerden, beschreibt sie folgendermassen:

Ja, ich probiere es jeweils schon so [zu sagen, dass sie in Ruhe gelassen werden möchte]. Und wenn das dann halt nicht funktioniert, dann versuchst du mal irgendwie so ein bisschen den wunden Punkt bei dieser Person zu finden. Und zielst dann ..., ja schon nicht so krass, aber schon in diese Richtung. (Pia, Pos. 233)

Den wunden Punkt einer Person zu finden, scheint eine Ressource von Pia zu sein, und absichtlich auf diesen Punkt zu zielen wiederum, stellt eine effektive Strategie dar. Diese Fähigkeit setzt Pia jedoch «nicht so krass» ein – wahrscheinlich aus Angst, als unhöflich zu gelten. Dies, obwohl das Gegenüber offensichtlich schon eine erste Grenzsetzung übergangen hat, etwas, was grundsätzlich als unhöflich angeschaut werden könnte. Der Höflichkeitsanspruch an sich selbst scheint höher zu sein als jener an andere Personen. Trotzdem ist es für Pia klar, dass sie sich von den gängigen Skripten abwenden muss, um das Gespräch abklemmen zu können. Simone bezeichnet das Aneignen von Handlungsstrategien, um Grenzen zu setzen zu können, als ein «learning by doing» aus den

Erfahrungen, die du irgendwie machst, mit dem Umfeld, Freunden, Familie, gell. Du wirst auch geprägt von diesen Leuten, oder Und, also klar auch, also logisch auch negative Erfahrungen, wo du so findest: 'Hey, nei, sorry, das geht gar nicht'. Und das beim nächsten Mal sicher nicht mehr. (Simone, Pos. 85)

Das Umfeld, die Freunde und die Familie prägen einen Menschen. Wie ich in Kapitel 5.3.3 weiter ausführe, stellen solche Kontexte im besten Fall ein ständiges Lernumfeld dar, in dem das Wissen über geschlechtsspezifische Gewalt im Allgemeinen, aber auch über konkrete Handlungsmöglichkeiten wie Grenzsetzungsstrategien ausgetauscht und ausprobiert werden kann.

Weiter, in den Interviews wiederholt genannte Schutzfaktoren sind Selbstsicherheit und Selbstvertrauen. Sie werden von den Interviewpartnerinnen auch als Voraussetzung dafür angesehen, Grenzen setzen und für sich einstehen zu können. Das Aneignen von Selbstsicherheit und Selbstvertrauen ist jedoch selbst wiederum eng mit der Fähigkeit verbunden, Grenzen zu setzen. Dieser zirkuläre Prozess der Grenzsetzung und des Erlangens von Selbstsicherheit muss zuerst einmal initiiert werden. So betont Frau Schmied, dass sie durch das eigenständige Verarbeiten der erlebten Gewalt Selbstvertrauen gewonnen hat:

Ich glaube ich habe mehr Mut bekommen, oder stehe mehr für mich ein, oder so. Ja. Und kann eben dann auch mal sagen, 'nein ich habe für das jetzt keine Zeit, oder keine Lust oder ich mache nicht alles einfach so'. Und vorher, wirklich alle haben gewusst, ... du kannst es ihr geben und sie machts. (Frau Schmied, Pos. 282)

Aufgrund der in der Kindheit erlebten geschlechtsspezifischen Gewalt ist das Selbstvertrauen etwas, das Frau Schmied sich erst im Erwachsenenalter erarbeitete. So war es für sie ein grosser Schritt, Bekannten einen Gefallen abzulehnen. Anderen Interviewpartnerinnen würde dies sicherlich weniger schwer fallen, da ihnen in der Kindheit mehr Ressourcen mitgegeben wurden. Es zeigt sich jedoch, dass es für alle eine Herausforderung ist, in ihrem jeweiligen Kontext selbstbewusst mit ihren Grenzen umzugehen und selbstsicher zu sein. Erfolgserlebnisse und das Kennen und Üben von Verteidigungstechniken können hierbei ein wichtiger Einstieg sein, wie im Folgenden dargelegt wird.

Durch Erfolgserlebnisse sicher werden und Techniken aneignen

Neue Handlungsstrategien müssen eingeübt werden. Das Entlernen der Skripte hat eine biografische Dimension, denn die Lebensgeschichten sind Lerngeschichten (Krause, 2016), welche genutzt werden, um sich neue Handlungsmöglichkeiten anzueignen. Gleichzeitig bedeutet dies, dass sich die Interviewpartnerinnen gerade nicht im Opferverhalten trainierten. Erfolgserlebnisse, die Sicherheit vermitteln, spielen dabei eine wichtige Rolle. Die Interviewpartnerinnen probierten Handlungsstrategien und konkrete Techniken aus und werteten die Reaktionen aus. Wenn diese für sie befriedigend und somit erfolgreich waren, wurden sie weiterverfolgt. Sie erzählen, wie sie gezielt übten, sich Verhaltensweisen aneigneten und bestimmten Situationen aussetzten. So fing Julia an, zu üben und Techniken der Selbstbehauptung zu lernen:

Ich glaube, ich habe dann wie so ..., eben durch diese Erfolgserlebnisse mir dann irgendwie einen Plan Also quasi 'Aha, das nützt. Ah, das darf ich nicht mehr'. Oder irgend so Oder eben, einfach nur schon, 'Ah, ein Gespräch kann unangenehm werden'. Das habe ich mir zuerst überhaupt nicht überlegt. (Julia, Pos. 157)

Durch die Analyse der Erfolgserlebnisse konnte sie ihr Handlungsrepertoire vergrößern. Sie befähigte sich, Pläne zu schmieden, um unbeschadet aus Situationen herauszukommen, in denen sie sich nicht wohl fühlt. Auf diese Weise eignete sie sich Selbstsicherheit und Handlungsfähigkeit im Umgang mit grenzverletzenden Situationen an. Heute bestimmt sie, wie weit sie gehen möchte: «Dann ist die Entscheidung ... kann ich es darauf ankommen lassen, weil es dies [Julias Einschätzung der Situation] erlaubt. Ich habe genug Möglichkeiten» (Julia, Pos. 207).

Pia wurde nachts überfallen und entkam einer versuchten Vergewaltigung. Dieses Erlebnis schüchterte sie eine Zeitlang ein, doch nach ein paar Monaten konnte auch sie aus der erfolgreichen Abwehr Sicherheit gewinnen: «Ich glaube, das Wissen, dass du dich das letzte Mal wehren konntest, denkst du so, ja, beim nächsten Mal kannst du dich auch wieder wehren» (Pia, Pos. 295).

Wie ich in Kapitel 4.2.2 anhand der für die theoretische Sensibilisierung verwendeten Gedächtnisprotokolle dargelegt habe, können Erfolgserlebnisse auch geteilt werden. Das Wissen darum, dass man sich erfolgreich wehren kann, stellt eine wichtige kulturelle Ressource dar. Erfolgserlebnisse können aber auch gezielt hergestellt werden, um Selbstwirksamkeit zu verinnerlichen. Auf die Frage, was Barbara geholfen hat, um nach der in der Kindheit erlebten geschlechtsspezifischen Gewalt wieder Sicherheit zu erlangen, erwähnt sie, dass sie anhand von Rollenspielen in Wen-Do Kursen wiederholt geübt habe, Grenzen zu setzen:

Was mir auch sehr wichtig ist und gut tut, ist, so diese Theaterszenen [Rollenspiele], weisst du, so. Wo du dir irgendwie vorstellst, du bist am Bankomat und es kommt einer immer näher Und dann merke ich jawohl, ich kann mich wehren Das einfach immer wieder zu üben. Und sagen: 'Jawohl, hey, es wirkt'. (Barbara, Pos. 56-57)

Barbara setzte sich also im überschaubaren und sicheren Rahmen von Wen-Do immer wieder bewusst Stresssituationen aus, um aus der erfolgreichen Abwehr eines Angriffs oder einer Belästigung Selbstwirksamkeit zu erfahren und sich so neue Handlungsstrategien anzueignen. Frau Schmied erzählt, wie sie eine Kick-Technik, die sie in einem Selbstverteidigungskurs gelernt hatte, oft übte. Diese Technik half ihr bei der versuchten Vergewaltigung im Wald, sich zu befreien. *«Und die [Technik] haben wir immer wieder mal zusammen ausprobiert. Also C. [eine Freundin] und ich haben immer wieder mal gefunden, komm, das üben wir nochmals. Das haben wir wirklich etwas Gutes gefunden, eigentlich. Ja»* (Frau Schmied, Pos. 166).

Auch im Zusammenhang mit der von vielen Interviewpartnerinnen beschriebenen Angst sind Übungen und Techniken eine wichtige Hilfe. Frau Schmied beispielsweise eignete sich Mudra-Übungen (Finger-Übungen aus dem Yoga) an, um Sicherheit zu erlangen und die Bewegungsfreiheit zu vergrößern. Sie beschreibt dies folgendermassen:

Also so zum Beispiel, dass man wie keine Angst haben muss, dass das einem wie ein bisschen hilft Ja, das habe ich dort bei [Name des Täters] mal gemacht. Und ich weiss, das eine hatte ich dort gemacht, vor ihm, also wirklich so die Finger zusammen gedrückt und gefunden, doch ich habe auch Kraft. Also so ein bisschen ..., ja ich glaube auch mehr Mut gehabt für mich selbst Ich glaube unbewusst. Ich hatte es einfach schon recht oft gemacht, dass es einfach recht unbewusst jetzt jeweils auch kommt. (Frau Schmied, Pos. 73)

Auch für Anna sind nebst der erwähnten gesellschaftlichen Einordnung das Ausprobieren und das Lernen wichtig, um Situationen einzuschätzen. Diese Erfahrungen geben ihr heute ein Sicherheitsgefühl im Alltag:

Und dann habe ich in B. [Stadt in Deutschland] gewohnt und bin viel ..., also in Europa, einigermaßen viel gereist und so Und hab die Erfahrung gemacht, dass ich mich gut und sicher fühle, meistens. Und so Sachen schon ganz gut einschätzen kann und halt dieses ..., mit ähm, ja, nachts allein unterwegs sein. Das hat sich komplett verändert. (Anna, Pos. 217)

Anna ist unterdessen oft nachts allein unterwegs und fühlt sich sicher, wobei sie sich auf diesen selbstermächtigenden Erfahrungshintergrund stützen kann. Die von den Interviewpartnerinnen geschilderten Situationen sind sehr unterschiedlich. Das Verbindende ist, dass alle auf Handlungsstrategien und Techniken zurückgreifen, die sie schon erprobt und die für sie funktioniert haben. Das Erleben, dass etwas gelingt, stärkt das Gefühl von Selbstwirksamkeit: Sie stellen fest, dass das eigene Handeln etwas bewirken kann. Dies wiederum hilft, um in einer unangenehmen oder bedrohlichen Situation die Handlungsmacht zu behalten. Wichtig ist jedoch, dass diese Strategien und Techniken immer wieder geübt werden. Der Prozess des Entlernens alter und des Lernens neuer Handlungsmöglichkeiten ist langwierig. Es braucht Wiederholungen, Austausch mit anderen und Anleitungen. Das gilt auch für den Umgang mit der Wut und anderen, Frauen* gemeinhin nicht zugestandenen Verhaltensweisen, auf die ich nun eingehen.

Lernen, wütend und laut zu werden

Wut ist eine Emotion, die in der Gesellschaft der aktiven, männlichen Geschlechterrolle zugeschrieben wird. Wut zu spüren und auch zu zeigen, ist etwas, das von den Interviewpartnerinnen in Situationen von geschlechtsspezifischer Gewalt oder im Verarbeitungsprozess danach als hilfreich empfunden wird. Beispielsweise ermöglicht sie es, in der Gefahrensituation selbst eine aktive Rolle zu spielen. Julia beschreibt, wie die Wut zum Wendepunkt führte und ihr erlaubte, den sie bedrängenden Mann definitiv wegzuschicken:

Das war dann auch der Moment, in dem ich wirklich wütend geworden bin [lacht]. Und klar und deutlich gesagt: 'Hey schau, jetzt habe ich schon etwa fünf Mal gesagt, ich bin nicht interessiert, weder an einem Gespräch mit dir noch daran, zu dir nach Hause zu kommen'. Ähm, ja. Und ich bin wirklich auch laut geworden. (Julia, Pos. 12)

Auch Pia gab die Wut Antrieb, um die Gewaltsituation durchzustehen: *«Ich glaube schon, dass ich wütend war [lacht]. Also ich weiss, ich bin ..., ob ich dort schon wütend war, das weiss ich nicht, aber danach war ich 'u huere hässig'»* (Pia, Pos. 273). Interessanterweise lachen beide Interviewpartnerinnen beim Erwähnen der Wut. Wut ist ein Verhalten, das einer weiblich gelesenen Person nicht zusteht. Zu erzählen, dass sie wütend waren, scheint den Interviewpartnerinnen nicht leicht zu fallen. Das zeigt sich auch daran, dass einige erst lernen mussten, Wut zu entwickeln und zu zeigen. Frau Küng erzählt: *«Aber ich hab wie gelernt, Grenzen zu setzen, auch Wut zu zeigen, das ist ok»* (Frau Küng, Pos. 125).

Wütend zu werden bedeutet auch, sich von der passiven Opferrolle abzuwenden. Sibylle bringt dies folgendermassen auf den Punkt: *«Und irgendwie ja, ich glaube, dort in diesem Moment war ich mehr 'hässig', als dass ich mich wie als Opfer gefühlt hätte»* (Sibylle, Pos. 169). Barbara stellt einen Zusammenhang her zwischen Selbstvertrauen, Wut und Handlungsfähigkeit. Sie beschreibt das Gefühl, als sie das erste Mal in einem Wen-Do Kurs ein Brett mit der Faust zerschlug¹. Sie übersetzte diese ermächtigende Erfahrung in eine alltägliche Wehrhaftigkeit: *«Ich kann! Wenn ich es richtig mache und richtig wütend bin und durchschlage. Ich kann mich wehren»* (Barbara, Pos. 50).

Wut hilft also, für sich einzustehen. Zu lernen, dass eine gegen aussen gerichtete Wut ein Selbstschutz sein kann, bedeutet, die dahinterliegenden Skripte zu durchbrechen und sie als Ressource zu gebrauchen. Wie Barbaras Beispiel zeigt, ist auch die Wut – beziehungsweise das Wut-Haben-Dürfen – eine kulturelle Ressource, die im intersubjektiven Austausch gelernt und geübt werden kann.

Die Wut ist nicht die einzige Ausdrucksform, die Frauen* in unserer Gesellschaft tendenziell abgesprochen werden und die entsprechend neu gelernt und geübt werden müssen. Anna beispielsweise entwickelte für Situationen, in welchen sie sich unsicher fühlt, folgende Strategie: *«Und ich kann auch sehr platzeinnehmend und sicher durch die Gegend laufen, um nicht den Eindruck zu erwecken, Opfer zu sein»*

¹ In Wen-Do Kursen zerschlagen die Teilnehmerinnen* ein Brett, um die eigene Kraft und Wirksamkeit zu erfahren. Oft können dabei auch starke Gefühle wie Wut einen Ausdruck finden.

(Anna, Pos., 222). Sie kann hierbei auf ihr unter anderem über die erwähnte Lektüre erworbenes Wissen über Täterstrategien zurückgreifen. Ebenso Julia, die ihre Strategie für unangenehme oder sie bedrängende Situationen folgendermassen beschreibt: *«Also, ich habe sicher gelernt, dass wenn man herum-schreit, dann gehen sie auf jeden Fall»* (Julia, Pos. 151).

Viele Interviewpartnerinnen wenden darüber hinaus auch Präventionsstrategien an, um schon gar nicht in Situationen geschlechtsspezifischer Gewalt zu kommen. Wie diese Alltagsstrategien konkret angeeignet wurden, was sie beinhalten und wie sie genutzt werden, wird im Folgenden aufgezeigt.

Alltagsstrategien

Sich Sicherheit im Alltag anzueignen, gehört zum Repertoire jeder Interviewpartnerin. Dabei greifen sie auf sehr unterschiedliche Strategien zurück. Simone kaufte sich ein Pfefferspray. Ob das vor oder nach der erlebten geschlechtsspezifischen Gewalt war, kann sie nicht mehr sagen. Auch integrierte sie eine Technik, die sie einmal im Ferngesehen gesehen hatte, in ihren Alltag: *«Was ich jeweils auch noch so gemacht habe, ist, so den Schlüssel, gell, ... zwischen die Finger nehmen. Wenn ich so nach Hause gegangen bin vom Ausgang»* (Simone, Pos. 132). Sie musste zwar beides nie anwenden, doch gibt es ihr Sicherheit abends auf der Strasse.

Die Interviewpartnerinnen treffen Vorkehrungen und stellen Überlegungen für Handlungsstrategien an, um sich gegebenenfalls in einer Situation von geschlechtsspezifischer Gewalt helfen zu wissen. Frau Damiani beispielsweise bekennt, dass es ihr schwerfällt, Grenzen zu setzen. Sie hat deshalb andere Strategien entwickelt, um sich zu schützen. Während eines Treffens mit dem gewalttätigen Ex-Partner liess sie sich absichtlich von einer Freundin anrufen: *«Also ich habe alles aufgenommen. Dass eigentlich die Kollegin [die angerufen hatte] ein Köder war, um alles aufzunehmen. Dass ich nicht allein bin, falls etwas passiert»* (Damiani, Pos. 41). Frau Damiani traf sich mit ihrem Ex-Partner, obwohl sie wusste, dass er gewalttätig ist. Indem sie schon im Voraus Pläne schmiedete, wie sie sich schützen kann, konnte sie in dieser Situation die Handlungsmacht behalten.

Auch Simone lernte aus ihrer Gewalterfahrung, dass es wichtig ist, sich abzusichern: *«Irgendjemand muss immer wissen, wo ich bin, so. Ich glaube, das habe ich wie so für mich daraus herausgenommen»* (Simone, Pos. 59). Auffällig dabei ist, dass alle Interviewpartnerinnen über alltägliche Sicherheitsstrategien oder -überlegungen verfügen, sie aber oft nebenbei anwenden. Erst durch das genaue Nachfragen wurden diese als solche ersichtlich. So wird Pia erst im Rahmen des Interviews klar, dass in ihrem Umfeld nach dem Ausgehen jeweils Sicherheitsnachrichten geschickt werden:

Oder jeweils schreiben, wenn man zu Hause ist, dass man angekommen ist. So, das mache ich jeweils schon auch. Aber das habe ich schon ..., stimmt, das habe ich auch früher immer schon

*gemacht. Oder, also, auch nicht mit allen, aber, jaja, doch, solche Sachen mache ich schon auch.
(Pia, Pos. 171)*

Solche Sicherheitsvorkehrungen sind eine wichtige kulturelle Ressource von Frauen*. Sie werden oft selbstverständlich getroffen, da Frauen* die Möglichkeit, Opfer zu werden, immer schon einverleibt haben. Männlich gelesene Personen hingegen leben in einer ganz anderen Realität, wie Simone analysiert:

Ich glaube, solche Sachen hat man schon gemacht, so untereinander. Oder eben, mal einander erzählt, wenn irgendwas war. Doch, ich denke, das ist schon so, unter Frauen machst du das eben 'mega'. Und es ist ja schon spannend, dass Männer das einfach null machen. Weil es einfach nicht eine Realität ist, also. Sie müssen sich einfach nicht damit auseinandersetzen. Es ist, es ist schon noch krass. (Simone, Pos. 136)

Das Skript verlangt von männlich gelesenen Personen ein sicheres Auftreten im öffentlichen Raum, während Frauen* sich unsicher zu fühlen haben. Denn dass die beschriebenen Überlegungen und Vorkehrungen getroffen werden, zeigt, dass die Interviewpartnerinnen ihre Sicherheit und körperliche Unversehrtheit nicht als etwas Selbstverständliches ansehen. Die Strategien hingegen, die sie anwenden, setzen sie selbstverständlich ein.

Die interviewten Frauen erlebten geschlechtsspezifische Gewalt und eigneten sich als Konsequenz Wissen und Handlungsstrategien an, um die entsprechenden Skripte zu entlernen. Durch wiederholtes Üben und durch Erfolgserlebnisse wurden dabei Selbstsicherheit und Selbstwirksamkeit generiert. Nebst der Grenzsetzung lernten die Interviewpartnerinnen auch, Wut zu zeigen, laut zu werden und sich präventive Alltagsstrategien anzueignen. Das Entlernen von Skripten und das Erlernen von Handlungsstrategien gegen grenzverletzendes Verhalten sind genauso kulturell geprägt wie die Grenzverletzung selbst. Wichtige Anstösse findet dieser Prozess deshalb oftmals im Kollektiv. Gleichzeitig muss jede für sich nach jenen Strategien suchen, die für sie am besten geeignet sind. Wie bereits angedeutet wurde und nun in Kapitel 5.3.2. genauer aufgezeigt wird, basieren die beschriebenen sozialen Praktiken deshalb immer auch auf individuellen Ressourcen.

5.3.2. Individuelle Ressourcen: Strategien der Selbstermächtigung

Der im Folgenden beschriebene individuelle Aspekt des Durchbrechens der Skripte geschlechtsspezifischer Gewalt zeigt sich in erster Linie darin, dass es sich dabei nicht um geteiltes oder zumindest teilbares Wissen handelt, dass diese Handlungsstrategien also beispielsweise nicht in der gängigen Ratgeberliteratur zu finden sind. Zu diesen Strategien der Selbstermächtigung zählt das Streben nach einer Wiederherstellung eines «normalen» Lebens. Weiter verweisen alle Interviewpartnerinnen auf Rollenvorbilder oder abschreckende Gegenbilder. Aus der Auseinandersetzung mit ihnen leiteten sie Handlungsstrategien ab. Und schliesslich wird auch das Bauchgefühl als wichtiges Warnsignal und Auslöser für

aktives Handeln in Situationen von geschlechtsspezifischer Gewalt genannt. Diese individuellen Ressourcen sind ausschlaggebend dafür, ob eine Person die Skripte nicht nur theoretisch zu durchbrechen weiss, sondern sie auch tatsächlich durchbricht. Es handelt sich um spezifische biografische Bedingungen, die genau deshalb nicht zu kulturellen, also intersubjektiv teilbaren Ressourcen werden können. Wie ich in Kapitel 5.3.1 verschiedentlich angedeutet habe, spielen die beiden Formen von Ressourcen oftmals zusammen. Der Umgang mit Angst und das Aneignen entsprechender Handlungsstrategien beispielsweise beinhaltet sowohl kulturelle als auch individuelle Aspekte. Das Durchbrechen der Angst, aber auch die Nutzung dieses emotionalen Skripts als Ressource, ist Thema des folgenden Abschnitts.

Die Angst als Wendepunkt

Im Unterschied zur Wut, welche sich die Interviewpartnerinnen erst aneignen müssen, ist die Angst ein sehr vertrautes emotionales Skript für Frauen*. Alle Interviewpartnerinnen erwähnen die Angst als Skript, mit dem es einen Umgang zu finden gilt. Sie scheint also eine selbstverständliche Begleiterin vieler Frauen* zu sein. Einige Interviewpartnerinnen konnten kulturelle Ressourcen wie die von Frau Schmied beschriebenen Mudra-Übungen nutzen, um einen Umgang mit der Angst zu finden und um sich von ihr nicht einschränken zu lassen. In der Gefahrensituation selbst greifen die meisten Interviewpartnerinnen jedoch auch auf individuelle Ressourcen zurück.

Wie beschrieben, konnte Julia aus ihren Erfahrungen Handlungsfähigkeit und somit auch Sicherheit gewinnen. Über andere Frauen* hingegen sagt sie: *«Was es in meinem Umfeld immer noch so ein bisschen bei den Frauen gibt, ist, dass sie Angst haben im Dunkeln. Und das habe ich nicht»* (Julia, Pos. 113). Wie sehr die Bewegungsfreiheit durch die Angst eingeschränkt wird, hängt allerdings stark von der spezifischen Situation der Betroffenen ab. Bei Barbara war das Unsicherheitsgefühl aufgrund der erlebten Gewalt sehr gross. *«Aber was ich immer gehabt habe, ich habe einfach ... immer sehr Angst gehabt. Also, gerade vor allem nachts, wenn ich raus wollte Oder ich wäre nie in ein Parkhaus gegangen, auch am Tag nicht, allein»* (Barbara, Pos. 12).

In den Interviews zeigt sich, dass Angst blockierend sein kann, gerade wenn eine Situation von den Betroffenen als bedrohlich eingeschätzt wird oder wenn, wie in der Kindheit, aufgrund einer enormen Machtasymmetrie keinerlei Handlungsmacht vorhanden ist. In solchen Situationen geraten viele Betroffene in eine sogenannte «Erstarrung» (Herman, 2018, S. 55), welche die Interviewpartnerinnen mit «Schockstarre» und «Hilflosigkeit» umschreiben. Dabei handelt es sich um ein Skript, das jede Frau* kennt und wovor sich auch viele fürchten. Dieses Skript der Erstarrung wird in den Medien, Filmen und auch in der Fachliteratur vermittelt und ist ein ständiges Handlungsangebot bei Gefahr und Handlungslosigkeit.

Dass Angst jedoch auch ein Antrieb sein kann, indem sie den Wendepunkt herbeiführt und einen Fluchtreflex auslöst, wird selten erwähnt. Die Interviewpartnerinnen beschreiben, wie sie sich Grenzüberschreitungen gefallen liessen und es ihnen schwerfiel, diese zu stoppen. Erst als sie die Situation als bedrohlich einzuschätzen begannen und in ihrem Körper die Adrenalinausschüttung einsetzte, konnte die Angst in ein reflexartiges Fluchtverhalten umgewandelt werden. Simone beispielsweise wurde bei einem Date zuerst verbal und körperlich zu Sex gedrängt und schliesslich aggressiv an die Kücheneinrichtung gedrückt. Dies führte zum Wendepunkt, den sie folgendermassen beschreibt:

Ja, wahrscheinlich so ein bisschen ein Gemisch [aus Angst und Wut], weil, also klar kommt dann natürlich das Adrenalin, weil, ja, du willst aus dieser Situation raus, oder Also, so der Fluchtgedanke war ja schon ganz klar da. Und ähm, ja, also dann bist du schon ..., also die Sinne sind schon geschärft. (Simone, Pos. 23)

Der einsetzende Fluchtgedanke und die damit verbundenen Adrenalinausschüttung kann Kräfte mobilisieren. Vor allem kann er den Wendepunkt einleiten, der notwendig ist, um überhaupt eine aktive Rolle zu ergreifen. Bei Nina setzte dieser Reflex ein, als der Täter die WC-Türe abschloss und sie zu begripschen anfing. In diesem Moment wurde ihr klar, dass die Situation bedrohlich war. Sie bekam Angst. Das war auch für sie der Wendepunkt, an dem sie sich aus der Situation zu befreien begann: *«Das ist dann wirklich eher, also das ist dann wirklich in dieser Kabine dann entstanden. Das Gefühl von Angst und auch dieses Gefühl von ..., von der Reaktion, von diesem Fluchtverhalten»* (Nina, Pos. 18). Frau Damiani hatte grosse Angst, als sie mit ihrem Ex-Partner im Schlafzimmer war. Für sie kam der Wendepunkt, als er sie auf das Bett gestossen hatte und ihr die Kleider auszuziehen begann. Sie fing an, sich zu wehren und konnte davonrennen. Erst danach merkte sie, dass sie keine Kleider mehr trug, was ihr so peinlich war, dass sie sich nicht aus der Wohnung zu flüchten getraute.

Die Angst zu überwinden, ist eine zentrale Komponente, wenn es darum geht, neue Handlungsoptionen zu eröffnen. Entgegen der verbreiteten Meinung, dass Angst lähmt, zeigen diese Beispiele aber, dass sie in einigen Fällen auch hilfreich sein kann, um die Bedrohung als solche wahrzunehmen und aktiv handeln zu beginnen. Ob und wann genau dieser Moment eintritt, hängt von der spezifischen Situation und der jeweiligen Person ab. Das gilt auch für das Wiederherstellen von «Normalität» nach einem Gewalterlebnis, auf das ich nun eingehe.

Wieder «Normalität» herstellen

Die meisten von geschlechtsspezifischer Gewalt Betroffenen erleben nach dem Vorfall eine grosse Verunsicherung auf vielen Ebenen. Da die Gewalterlebnisse stark variieren, sind auch die Auswirkungen auf das Leben sehr unterschiedlich. Alle Interviewpartnerinnen erzählen jedoch, wie wichtig es für sie war, daran zu arbeiten, dass diese Erlebnisse keine einschneidenden Spuren in ihrem Leben hinterliessen. Für einige war der Verarbeitungsprozess schwierig und schmerzhaft und sie mussten für die Herstellung

dieser «Normalität» kämpfen. So bedeutete es für Pia einen grossen Willensakt, sich wieder allein im Dunkeln bewegen zu können. Der Vorfall hatte ihr Sicherheitsgefühl beeinflusst und sie anfänglich stark eingeschränkt:

Am Anfang schon, aber dann fand ich, das will ich eigentlich nicht, mich in dem einschränken, und habe es dann auch bewusst wieder lernen müssen. Oder, das tönt jetzt so komisch. Aber, also am Anfang bin ich im Dunkeln gar nicht allein raus gegangen. Und dann habe ich gefunden, ja nein, ich will mich eigentlich nicht in meinem Leben einschränken müssen. Nur weil das jetzt so passiert ist. Und unterdessen ist es eigentlich wieder ok, so Ich habe mich einfach gezwungen [lacht]. So, ja, gefunden, so jetzt probierst du. Und dann vielleicht halt mal einfach irgendwie eine kurze Strecke, irgendwie gehst du einkaufen, wenn es schon dunkel ist. Oder irgendwie einfach solche Sachen. (Pia, Pos. 104-106)

Der Wille, sich nicht einschränken zu lassen, kann bewirken, dass neue Handlungsstrategien erprobt werden, welche wiederum den Verarbeitungsprozess vorantreiben können. Auch bei Barbara bedeutete Verarbeiten unter anderem, sich Stück für Stück wieder Lebensqualität anzueignen und viel zu kämpfen:

Ich habe einfach gewusst, das ist jetzt meine Krücke, aber ich werde nicht süchtig Also ich habe sicher ein Jahr Temesta geschluckt Und habe dann irgendwann gefunden: 'So jetzt ist gut, jetzt hörst du auf. Jetzt haltest du dieses Zittern aus. Weil jetzt ist das durch, jetzt geht es dir besser'. Weil ich einfach nie mehr wollte, dass irgendjemand oder etwas Macht über mich hat. (Barbara, Pos. 215)

Das Gefühl, wieder Macht und Kontrolle über das eigene Leben zu haben, ist besonders für gewaltbetroffene Menschen von enormer Bedeutung. Der Weg dorthin kann, wie Barbara aufzeigt, enorm steinig sein. Oft ist er ohne professionelle Hilfe und andere sozioökonomische und kulturelle Ressourcen schwer zu bewältigen.

Nina merkte ebenfalls, wie sie nach dem Vorfall sehr verunsichert war und sich zurückzog. Sie suchte nach einen Umgang mit diesen Einschränkungen:

Aber dass das jetzt wieder so ein bisschen aufbricht und ich wie so versuche, dieses Muster wieder zu unterbrechen, ja, das hilft. Also so wirklich so der Alltag, dass man auch versucht, sich nicht von dem beeinflussen zu lassen. Es aber auch nicht zu unterdrücken. Und ich glaube diese Balance ist am anstrengendsten und am schwierigsten. (Nina, Pos. 100)

Das Muster erkennen und sich dagegen wehren ist nur der erste Schritt. Danach braucht es viel Geduld mit sich selbst, denn tiefe Verunsicherungen brauchen Zeit, bis sie verarbeitet sind. Für die Interviewpartnerinnen ist es nicht zuletzt deshalb wichtig, aus diesen Verunsicherungen herauszukommen, weil dadurch dem/der Täter*in Macht über den eigenen Alltag gegeben wird. Diese Situation zu durchbrechen, hat eine ermächtigende und heilende Wirkung und ist eine effektvolle Strategie im Verarbeitungsprozess. Es bedeutet auch, aus der Opferrolle auszubrechen und sich die Handlungsfähigkeit wieder anzueignen. Die Ressourcen hierfür können oft auch aus der eigenen Biografie gezogen werden, wie ich im Folgenden zeige.

Biografische Ressourcen

Die Interviewpartnerinnen beschreiben sehr unterschiedliche biografische Ausgangslagen. Einige konnten sich auf positive Rollenvorbilder stützen, andere dagegen bezogen Stärke aus der Tatsache, dass sie negative Vorbilder ablehnten und neue Handlungsstrategien ausprobierten. Wieder andere rebellierten gegen sie einengende Verhältnisse und lernten so, sich zu behaupten. So zeigt sich nicht zuletzt, dass beengende ökonomische und soziale Verhältnisse dazu führen können, schon früh mit den gängigen Skripten zu brechen.

Da sie in ihrer Jugend kein Geld hatte und auf dem Land wohnte, war Anna oft per Anhalter unterwegs. Dies trug zu einem Lernprozess bei. Sie gewann zunehmend an Selbstsicherheit und lernte schon früh, kulturelle Skripte zu durchbrechen: *«Ja und trampen ist ja auch so ne Art Ausprobieren. Auch wenn es irgendwo eine Notwendigkeit war, auf der einen Seite, aber auf der anderen war's halt auch so ein, ich mach das jetzt einfach, auch wenn's gefährlich ist»* (Anna, Pos. 169). Dass Anna diese Praktik wählte, obwohl sie sie als gefährlich einschätzte, verweist auf ihre individuellen Ressourcen – insbesondere ihren grossen Willen, aus dem einengenden Dorfleben auszubrechen.

Das gezielte Durchbrechen von Skripten ist eine Folge von Sensibilisierungsprozessen. Das intuitive Durchbrechen hingegen deutet bei den meisten Interviewpartnerinnen auf ein gesundes Selbstbewusstsein hin und auf ein gutes Gespür für die eigenen Grenzen. Alle, die dieses Gespür beschreiben, haben es in der Kindheit mit auf den Weg bekommen. Oft ist dies mit bestimmten Rollenvorbildern verbunden, meist mit der Mutter. So ist es für Frau Küng ganz klar die Familie, die ihr die Fähigkeit, Grenzen zu setzen, mitgegeben hat: *«Ich würde sagen, ... grundsätzlich Grenzen zu setzen, ist, glaube ich ..., habe ich wie gut gelernt von meinen Eltern, von meiner Mutter. Die lässt sich gar nichts gefallen»* (Frau Küng, Pos. 108). Auch Simone bezeichnet die Stärke ihrer Mutter und Grossmutter als etwas, das sie prägte: *«Also, also ich glaube schon, dass meine ..., also, so meine weiblichen Rollenbilder mit meiner Mutter, meiner Grossmutter, das sind schon starke Frauen»* (Simone, Pos. 98). Schon als Kind erlebt zu haben, dass weibliche Personen Grenzen setzen und deswegen nicht als unhöflich oder aggressiv gelten, kann eine grosse Signalwirkung haben und eine wichtige Ressource sein, wenn es später darum geht, die eigenen Grenzen zu bestimmen.

Nicht alle Interviewpartnerinnen können auf eine stützende und stärkende Erziehung zurückgreifen. Frau Schmied, Barbara, Anna und Frau Damiani bezeichnen die Mutter gar als Negativvorbild. Die dadurch generierte starke Abwehrhaltung und der Wunsch, es besser zu machen, diente ihnen wiederum als Ressource. Die Rolle der Väter wird interessanterweise in keinem der Interviews thematisiert. So hängt die Verantwortung, es «richtig» zu machen, bei den Frauen*, beziehungsweise den Müttern, und ein Stück weit auch die Schuld, wenn sie keine guten Rollenvorbilder sein können.

Diese letztgenannten Interviewpartnerinnen zeigen alle einen starken Willen, mit den für sie unguten Strukturen zu brechen und eigene Wege zu gehen. Bei allen war die Mutter nicht in der Lage, sich selbst zu wehren und so auch ihre Tochter zu schützen. Dies war ein Antrieb, es selbst besser zu machen. Frau Schmied sagt über ihre Kindheit: «Wir durften nie weinen, zu Hause. Also von 'Mami' aus» (Frau Schmied, Pos. 87). Später im Interview konkretisiert sie die Schlussfolgerungen, die sie aus der emotionarmen Erziehung zog: «Dass man vielleicht dann alles anders machen möchte. Also ich möchte ganz klar anders sein als mein 'Mami'. Das war schon immer mein Ziel gewesen» (Frau Schmied, Pos. 228). Weiter argumentiert sie, dass ihr «ein besseres 'Mami' zu haben» (Frau Schmied, Pos. 206) geholfen hätte, mit den Gewalterlebnissen in der Kindheit umzugehen.

Die Motivation, es anders zu machen als die Mutter und die Oma, war auch für Anna ausschlaggebend dafür, ihren eigenen Weg zu gehen. Das Durchbrechen der generationenübergreifenden geschlechtsspezifischen Gewalt war für sie ein früh gefasster Vorsatz. So bezeichnet sie ihre Mutter denn auch als «Abschreckung» und möchte für sich ein anderes Leben. Weiter erklärt sie:

Meine Mutter hat sich alles gefallen lassen, meine Oma auch. Meine Mutter hat sich verdreschen lassen. Aber mir war schon klar, als ich sechs war, dass sie kein blaues Auge bekommt, wenn sie die Treppe runterfällt. Und mir war klar, ich lass mich von keinem Mann verdreschen. Niemals, nie. (Anna, Pos. 76)

Zu Hause konnte Anna keine Vorbilder finden, an denen sie sich hätte orientieren konnte. So suchte sie als Jugendliche ihre Vorbilder ausserhalb der Familie und fand sie in Form von historischen Figuren in Büchern und einer Lehrerin, die sie sehr gerne mochte:

Und irgendwann kam sie [die Lehrerin] in die Klasse und hat gemeint: 'Hey, also im Bus hat mich einer angemacht und dann hab ich ihm eine reingehauen. Und dann bin ich raus'. Und das war so, 'pho'! ... Sie war halt auch ..., vom Aussehen her, sehr feminin. Und das fand ich ..., war damals ein Punkt für mich. Irgendwo, dass es unglaublich lang gedauert hat, bis ich irgend ne Person [getroffen habe], die sich sehr feminin gibt, aber halt nicht dem Klischee entspricht. (Anna, Pos. 194-197)

Die Erkenntnis, dass eine Person feminin wirken und sich trotzdem wehren kann, war ein wichtiger Moment im Leben Annas. Dieses Erlebnis erschütterte ihr bis dahin starres Verständnis der Geschlechterrollen und schwächte das damit verbundene Unwohlsein ab. Sie merkte, dass Skripte auch durchbrochen werden können.

Frau Damiani deutet im Interview an, dass sie eine sehr strenge, religiöse und gewalttätige Erziehung hatte. Anschliessend erzählt sie, wie sie im Jugendalter anfang, aus den sie einengenden Verhältnissen auszubrechen, und wie dies auch ihr späteres Leben prägte:

Mit ihrer [der Mutter] Strenge, mit diesem ich darf nicht, ich sollte nicht, ich darf nicht. Ist für sie [die Eltern] eine Art [, mich zu] schützen gewesen. Aber für mich war es ein Rebellieren. Ich hatte ... alles gemacht, was sie wollten. Aber gleichzeitig ein Doppelleben geführt. Und das drei Jahre

lang balanciert. So von 15 bis knapp 19 konnte ich es balancieren, bis ich ausgezogen bin von zu Hause. (Frau Damiani, Pos. 133)

Frau Damiani lernte schon früh, die Konventionen zu brechen und dies gegebenenfalls mit Notlügen zu kaschieren, um die religiöse Gemeinschaft und die Eltern nicht zu brüskieren. Diese Strategie wandte sie auch gegenüber dem gewalttätigen und kontrollierenden Ex-Partner an:

Und ich habe mich halt auch gebunden, aber ich habe trotzdem immer eine Art Doppelleben geführt. Es ist nie, dass ich mein Leben komplett, in einem ..., also so in einer Kette ..., also Dominoeffekt habe machen können, sozusagen. Sondern, ich hatte da eine [Domino-] Bahn, da eine Bahn und da eine Bahn. (Frau Damiani, Pos. 139)

Der gewalttätige Ex-Partner wuchs im Umfeld der Scientology-Sekte auf. Für Frau Damiani ist dies eine Erklärung für sein Verhalten. Ob sie damit auch das gewalttätige Verhaltensmuster meint, führte sie nicht aus.

Starke Rollenvorbilder in der Kindheit oder Jugend können sehr ermächtigend wirken und eine Basis für eine Selbstverständlichkeit des Einstehens für die eigenen Werte und Grenzen geben. Es zeigt sich jedoch auch, dass sich viele Interviewpartnerinnen nicht an ihren Müttern und sonstigen Vertrauenspersonen orientieren konnten. Es ist nach wie vor nicht selbstverständlich, dass weiblich gelesene Personen für sich einstehen. Aus diesen Negativbildern eine Ressource zu machen, stellt eine umso grössere Leistung dar, gerade auch in Bezug auf das Durchbrechen generationenübergreifender Gewalt. Auch mit schwierigen Startbedingungen ist es möglich, sich Handlungsmöglichkeiten anzueignen. Um jedoch die Handlungsmöglichkeiten in tatsächliches Handeln zu übersetzen, braucht es ein Gespür dafür, wann die eigene Grenze überschritten ist und/oder wann eine Situation als gefährlich einzustufen ist. Dieses Bauchgefühl, das nicht mit der beschriebenen Angst zu verwechseln ist, beschreibe ich im nächsten Abschnitt.

Dem Bauchgefühl als Frühwarnsystem trauen

Meist können die Betroffenen sehr genau einschätzen, ob eine Situation bedrohlich ist oder nicht. Es sind die beschriebenen Skripte, die es vielen Frauen* verunmöglichen, sich auch tatsächlich auf dieses Bauchgefühl zu verlassen. Gerade weil es etwas sehr Individuelles ist und nur die jeweilige Person selbst Zugang zu diesem persönlichen Frühwarnsystem hat, trauen sich viele Betroffene nicht, darauf zu vertrauen. Sie zögern, allein dieses Gefühl zum Anlass zu nehmen, um selbst eine unangenehme Lage aktiv zu beenden.

Alle Interviewpartnerinnen, die mehr oder weniger unbeschadet aus einer bedrohlichen Situation herauskamen, erzählen, dass sie auf dieses Gefühl vertraut hatten, um die Situation einzuschätzen und über Handlungsmöglichkeiten nachzudenken. Das Gespür dafür, ob eine Situation gefährlich werden kann oder nicht, war für sie die Entscheidungsbasis für ihr weiteres Verhalten. Frau Küng argumentiert: «*Und*

ich verhalte mich ..., ich verlass mich auf mein Gefühl. Ich bin nicht übermässig misstrauisch, aber wenn jemand mein Vertrauen irgendwie missbraucht, dann, ähm, bin ich ganz vorsichtig» (Frau Küng, Pos. 35). Je nach Einschätzung wird also das Verhalten angepasst. So beschreibt auch Anna eine von aussen bedrohlich wirkende Situation:

Und das zweite ist halt, ich hab' mich nicht so bedroht von ihm gefühlt, im Sinne von, dass ich dachte, er fängt jetzt an, auf mich einzudreschen. Es war eher dieses ..., es war total schräg und ich war sauer. Aber mein Gefühl war, es wird nichts anderes passieren und wenn doch, dann muss ich halt anders reagieren. (Anna, Pos. 69)

Diese Beschreibung einer ambivalenten Situation unterstützt die These von Marcus (1992, S. 389), dass es gerade kein Kontinuum gibt zwischen einem Verhalten, das auf eine Vergewaltigung hinweist, und der Vergewaltigung selbst. Dazwischen gibt es viele Zwischenschritte und somit auch immer wieder Handlungsmöglichkeiten für die Betroffenen. Der Kontext wirkt zwar beängstigend, doch Annas Frühwarnsystem bewertet die Person nicht als körperlich gewalttätig. Das Vertrauen in das eigene Bauchgefühl vermittelt Sicherheit und eröffnet so Handlungsmöglichkeiten, um aus der Situation herauszukommen, sollte sie sich doch anders entwickeln. Sibylle erklärt:

Aber gleichzeitig habe ich jetzt für mich auch nie, so, also, ich habe mich eigentlich zu jedem Zeitpunkt relativ handlungsfähig gefühlt. Also so, ich habe immer wie so ein bisschen, nicht das Gefühl gehabt, ja ich bin jetzt wie völlig unterlegen und kann nichts machen. So. Und das war von dem her, glaube ich schon auch hilfreich. (Sibylle, Pos. 57)

Auch Simone erzählt, dass sie die Lage als bewältigbar beurteile, weil sie ihr Gegenüber einschätzen konnte: *«Er war übergriffig, ja. Aber ich habe wie gefunden, ok, das kann ich 'handle', also das ist wie so ..., also jetzt noch im Rahmen von dem, was ich glaube, kann ich bewältigen»* (Simone, Pos. 62). Nebst der Einschätzung der gewaltausübenden Person kann auch die zielgerichtete Wahrnehmung der Umgebung ein Sicherheitsgefühl geben. Julia beschreibt, wie sie die Wahrscheinlichkeit abschätzte, notfalls Hilfe holen zu können: *«Eben, ich habe mich überhaupt nicht unsicher gefühlt, weil ich gewusst habe, es ist ein Wohnquartier, wo es ganz viele Leute hat»* (Julia, Pos. 129).

Die Einschätzung der Situation und das Vertrauen darauf, ein Gespür für deren Gefährlichkeit zu haben, gibt eine Sicherheit, durch welche wiederum Handlungsfähigkeit generiert wird. Wer auf das eigene Gefühl vertraut, setzt dies auch gezielt ein. Je genauer die Betroffene eine Situation überblickt und einschätzt, desto klarer kann sie Handlungsmöglichkeiten erkennen. Die Betroffene verhält sich nicht wie ein Objekt der Gewalt (Marcus, 1992, S. 393), sie behält die Handlungsmacht. Damit bricht sie das Skript, was der bedrohlichen Situation einen neuen Dreh gibt und die gängigen Handlungsskripte der bedrohenden Person ins Leere laufen lässt.

Kulturelle Ressourcen und stärkende biografische Ausgangslagen können einen selbstbewussten Umgang mit geschlechtsspezifischer Gewalt fördern. Es zeigt sich aber auch, dass sich die Interviewpartnerinnen, welche in ihrer Kindheit mit einer schwierigen Ausgangslage konfrontiert waren, umso früher

mit dem Thema geschlechtsspezifische Gewalt auseinandersetzen mussten und einen umso grösseren Willen zur Veränderung hatten. Sie strebten ein besseres Leben an als das, welches ihre Mütter führten. Diese Interviewpartnerinnen waren in einem grossen Masse auf individuellen Ressourcen angewiesen, um die Skripte zu durchbrechen, Alltagsstrategien zu entwickeln und die Lebensqualität wiederherzustellen. Zugleich aber hängen die beschriebenen kulturellen wie individuellen Ressourcen stark vom sozioökonomischen Hintergrund der Interviewpartnerinnen ab, wie im Folgenden dargelegt wird.

5.3.3. Sozioökonomische Ressourcen: Unterstützende Strukturen nutzen

Neben den kulturellen und individuellen können die Interviewpartnerinnen auch auf verschiedene sozioökonomische Ressourcen zurückgreifen. Wie diese Ressourcen beschaffen und wie umfangreich sie sind, unterscheidet sich jedoch teilweise deutlich. Zu nennen sind hier etwa ein unterstützendes Umfeld, die Ausbildung und Arbeit oder die Gelegenheit, Selbstverteidigungs- und Selbstbehauptungskurse zu besuchen. Aber auch der Zugang zu professioneller Hilfe und die Möglichkeit, eine Strafanzeige zu erstatten, verweisen auf die Tatsache, dass nicht alle über dieselbe Basis für ihr Handeln verfügen.

Ausbildung und Arbeit als «Lebensschule»

Die Ausbildung und die Arbeit sind als «Lebensschule» wichtig, wenn es darum geht, Handlungsstrategien für Situationen von geschlechtsspezifischer Gewalt zu entwickeln. Die Interviewpartnerinnen nennen hierbei in erster Linie die Auseinandersetzung mit dem Thema im Rahmen der Ausbildung. Nina etwa bezeichnet ihre Ausbildung als einen Ort, an dem sie gesellschaftskritisches Denken lernte. Durch die in diesen Zusammenhang stattgefundene Auseinandersetzung mit Rollenbildern und geschlechtsspezifischer Gewalt eignete sie sich neue Handlungsoptionen an:

Also, das ist natürlich ein Stückweit auch meine Tätigkeit ..., die das auch mitbringt, ja. Also so dieses Darüber-Nachdenken, kritisch Darüber-Nachdenken. Das Interesse haben am: 'Wie kommt so etwas überhaupt zustande'? Viel über die Gesellschaft nachdenken, viel über Rollenbilder nachdenken, von einem selbst, wie von der Gesellschaft. Und was bedeutet das. (Nina, Pos. 186)

Skripte zu erkennen, verlangt laut Nina, viel darüber nachzudenken. Damit macht sie deutlich, wie tief diese in der Gesellschaft verankert sind und wie viel Übung und Reflexionsarbeit das Entlernen deshalb verlangt.

Im Fall von Pia gehört es zum Arbeitsalltag, schwierige Situationen zu bewältigen, was für sie zu einer Art Routine im Umgang mit Gewaltsituationen führte: «Ja, und auch viel Gewalt, die halt eskaliert. Es ist ja egal, welche Art und so. Aber das ist irgendwie so ..., fast tagtäglich mit dem konfrontiert ..., ja schon nicht gerade. Und einfach oft konfrontiert bist, beim arbeiten» (Pia, Pos. 90). Ebenso erzählt Simone,

dass sie sich durch ihre Arbeit Verhaltensweisen angeeignet hat, die auch in anderen kritischen Situationen nützlich sind: *«Und das ist ja auch so ein bisschen etwas, das berufsbedingt ist, dass du irgendwie, wie so ein bisschen Fluchtwege auch jeweils siehst und erkennst»* (Simone, Pos. 68). Berufs- und Ausbildungskontexte können eine stärkende Basis bilden, um Stresssituationen zu bewältigen. Die wiederkehrende Auseinandersetzung mit konfliktiven Situationen und Personen ermöglicht es, ein Handlungsrepertoire anzueignen, auf welches auch in anderen Kontexten zurückgegriffen werden kann. Einmal mehr bestätigt sich, dass erst das im Kapitel 5.3.1. beschriebene Üben ein Gefühl von Selbstwirksamkeit und Sicherheit gibt. Eine weitere genannte wichtige sozioökonomische Ressource ist das Umfeld der Interviewpartnerinnen, auf welches im Folgenden eingegangen wird.

Das Umfeld

Wie ich an mehreren Stellen bereits angedeutet habe, betrachten die meisten Interviewpartnerinnen das Umfeld als eine unterstützende Ressource im Umgang mit der erlebten Gewalt. Der Arbeits-, Freundes- oder Familienkontext half beim Erlangen von Selbstsicherheit oder auch bei der Reflexion über die gesellschaftlichen Bedingungen und die Einordnung der erlebten Gewalt. Auch gab das Umfeld Sicherheit beim Entwickeln von Handlungsstrategien. Einige Interviewpartnerinnen erzählen zwar, dass es in ihrem Umfeld Personen gab, die die geschlechtsspezifische Gewalt tabuisierten, kleinredeten oder gar den Betroffenen die Schuld gaben. Dennoch fokussieren sie hauptsächlich auf die unterstützende Funktion des Umfeldes. Diese Abkehr von der Defizitperspektive, welche eine Haltung mit sich bringt, die die Betroffenen als selbständig und eigenverantwortlich Handelnde betrachtet (Krause, 2016, S. 16), vollziehen die Interviewpartnerinnen selbst. Sie sind nicht Opfer der gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern aktiv Handelnde, die sich ihr Umfeld gezielt aussuchen. So fühlte sich beispielsweise Sibylle von ihrem Arbeitsumfeld unterstützt. Sie betont, wie wichtig für sie nicht nur das Mitgefühl war, das ihr in diesem Kontext entgegengebracht wurde:

Und schon ja, schon Mitgefühl auch. Und ... wirklich auch Unterstützungsangebote, eben auch bei der Arbeit. Was ich auch sehr geschätzt habe. Also auch Arbeitskolleginnen, zu denen ich jetzt nicht sehr nahe bin, die gefunden haben, sonst könne ich auch zu ihnen kommen Ja, da habe ich wirklich ..., das habe ich sehr hilfreich gefunden. Das habe ich auch gedacht, ... wenn man jetzt neu in einer Stadt ist und so etwas erlebt, ist es sicher viel schwieriger, denke ich. Wenn man wie nicht so ein Umfeld hat. (Sibylle, Pos. 61)

Das Gefühl des Eingebundenseins und das Angebot von konkreten Hilfeleistungen durch das Umfeld vermittelt den Betroffenen Sicherheit. Nebst dem Mitgefühl und der Unterstützung ist aber auch die Verurteilung der Tat durch das Umfeld von Bedeutung. So erzählt Simone von einem Treffen mit Studienkolleg*innen am Tag nach der erlebten geschlechtsspezifischen Gewalt:

Also ich meine klar, ich habe es jetzt auch nicht in allen Details erzählt, so. Aber, also mir war ja auch ganz klar, dass sein Verhalten falsch war. Das hatte ich ja wie für mich gewusst. Ich meine

*klar, habe ich danach mein Verhalten auch reflektiert, aber nichts von dem, was ich gemacht habe, würde sein Verhalten entschuldigen, so. Und ähm, und da sind sie [die Studienkolleg*innen] auch voll bei mir gewesen. (Simone, Pos. 55)*

Dadurch, dass sie erwähnt, dass sie ihr Verhalten reflektiert hat, deutet sie an, wie schmal der Grat sein könnte zu einem weniger selbstbewussten Umgang mit dem Erlebten. Wenn nun das Umfeld die Tat gar tabuisieren und/oder normalisieren würde, wäre das Verarbeiten noch schwieriger. Entsprechend stellte für Frau Küng nebst der Anteilnahme auch das Wissen, dass geschlechtsspezifische Gewalt in ihrem Umfeld kein Tabuthema ist und offen darüber gesprochen werden kann, eine wichtige Ressource dar:

Es gibt auch wirklich einige, die mich auch immer wieder mal fragen. Das finde ich wie auch schön. Also einerseits das Wissen, dass ich es immer ansprechen kann, aber auch, dass es wie nicht einfach, ähm, einmal angesprochen und dann besser nicht mehr. So. Das fand ich schön, ja. (Frau Küng, Pos. 143)

Die Solidarität und Anteilnahme über einen längeren Zeitraum hinweg vermittelt Kontinuität und gibt Rückhalt, um das Erlebte zu verarbeiten. Diese Erkenntnis deckt sich mit Resultaten von Studien über die Verarbeitung von geschlechtsspezifischer Gewalt. So argumentiert Herman (2018, S. 75), dass die Anerkennung des Leids und die Unterstützung aus dem Umfeld den Genesungsprozess beschleunigen und die posttraumatischen Langzeitfolgen mildern könne.

Eine gängige Reaktion des Umfelds ist, die Betroffenen an die Hand zu nehmen und für sie Entscheidungen zu treffen. Etliche Interviewpartnerinnen berichten, dass sie von Freund*innen oder Verwandten gedrängt wurden, eine Strafanzeige zu erstatten. Keine von ihnen mass jedoch der Tatsache, dass sie gedrängt oder ihre Bedenken übergangen wurden, eine grosse Bedeutung zu. Dies im Unterschied zur Fachliteratur, in der betont wird, dass die Betroffenen nicht zu etwas gedrängt sollten und dass ihnen die Entscheidungsmacht über das Vorgehen überlassen werden solle (Herman, 2018, S. 147). Für die Interviewpartnerinnen waren in jenem Moment jedoch die Unterstützung und die Wahrnehmung, dass das Umfeld Anteil nahm und helfen wollte, wichtiger. So beschreibt Frau Schmied die Reaktion ihres Mannes, nachdem sie sich erfolgreich gegen einen Vergewaltigungsversuch gewehrt hatte: «*Mein Mann fand: 'Das hast du ja super gemacht, dass du dich wehren konntest, aber ruf die Polizei an'*» (Frau Schmied, Pos. 200). Auch Frau Damiani berichtet:

Und ich musste dann eine Anzeige machen, weil es ja nicht das erste Mal gewesen ist, dass es Situationen zwischen mir und diesem Herrn gegeben hat. Wo dann die Kollegin, die das jetzt wieder mitbekommen hat, mir praktisch gesagt hat: 'So, jetzt würde ich schon die Anzeige machen gehen. Weil es ja nicht das erste Mal ist. Und es kann ja nicht sein, dass ich dann dazwischengehen muss'. (Frau Damiani, Pos. 21)

Dass Frau Damiani die Anzeige machen «musste», ist für sie nicht wichtig. In ihren Augen steht die Freundin für ein Umfeld, in welchem sie eingebettet ist und welches sich um sie sorgt. Nicht zuletzt ist

das Umfeld von zentraler Bedeutung, wenn es darum geht, einen Austausch zu haben, das Erlebte einzuschätzen und einen Umgang damit zu finden:

Aber ich glaube, durch das Erzählen ist mir vieles klar geworden Also weisst du, durch [das] über die Gefühle Sprechen ist mir dann wie klar geworden, aha, ja gut, dort hatte ich wirklich Angst. Aber dieses Mal nicht. Was ist der Unterschied? Und habe schon auch die Situationen jeweils miteinander verglichen, glaube ich, so. (Julia, Pos. 214-216)

Das Teilen von Erlebnissen regt eine Reflexion über das Geschehene, das eigene Verhalten und die eigenen Gefühle an und hilft, Handlungsstrategien für die Zukunft zu erarbeiten. Genau in diesen Momenten werden individuelle Erfahrungen zu intersubjektiv geteiltem Wissen, zu kulturellen Ressourcen, die auch in anderen Situationen und von anderen Personen eingesetzt werden können. Nina erachtet es denn auch generell als wertvoll, sich über erlebte geschlechtsspezifische Gewalt oder Grenzüberschreitungen auszutauschen und so Handlungsstrategien zu erarbeiten: *«Also, wir teilen unsere Geschichten. Also wir tauschen sie untereinander aus. Und teilen auch, also in meinem Freundeskreis, teilen wir auch oft, was unsere Lösungswege gewesen sind in solchen Situationen»* (Nina, Pos. 125). Durch das Teilen von Betroffenheit, aber auch von Praktiken des Umgangs mit geschlechtsspezifischer Gewalt, wird diese aus der individuellen Ecke auf eine gesellschaftliche Ebene befördert. Es findet ein Bruch mit der Tabuisierung, der Scham und der Schuld statt, den wichtigsten und effektivsten Skripten zur Aufrechterhaltung geschlechtsspezifischer Gewalt.

Dieser Prozess kann nur in einem vertrauten, geschützten Raum stattfinden. Auch Barbara erachtet es als wichtig, mit anderen Personen über die erlebte Gewalt zu reden. Da sie weiss, dass das Thema geschlechtsspezifische Gewalt in der Kindheit ein gesellschaftliches Tabu ist, war sie bei der Auswahl der Gesprächspartner*innen sehr vorsichtig: *«Oder dass du dich getraust, anzufangen darüber zu reden, denke ich, ist wirklich auch wichtig. Suche dir Leute, denen du vertraust und rede darüber»* (Barbara, Pos. 180). Notwendig ist zuerst eine Absicherung, dass über die Thematik gesprochen werden kann, da ein Gespräch über das Gewalterlebnis andernfalls verletzend sein und zum Gegenteil einer Ressource werden könnte.

Die Interviewpartnerinnen stützen sich auf die sozioökonomische Ressource Umfeld in erster Linie für die Verarbeitung der erlebten geschlechtsspezifischen Gewalt. Das Umfeld hilft bei der Verortung der Tat, indem es diese verurteilt, einen Austausch über das Erlebte ermöglicht und ein Gefühl des Umsorgt-Seins vermittelt. Der Freundeskreis kann aber auch beim Erarbeiten und Austauschen jener Handlungsstrategien helfen, die ich in Kapitel 5.3.1. beschrieben habe. Eine weitere Ressource, auf welche einige Interviewpartnerinnen zurückgreifen konnten, waren die im folgenden Abschnitt beschriebenen Selbstverteidigungs- und Selbstbehauptungskurse.

Selbstverteidigungs-, Selbstbehauptungs- und Kampfsporttraining

In Bezug auf die Gewaltprävention in der Kindheit argumentiert Fritzsche (2020, S. 212), dass die Kombination aus einem technischen Repertoire und dem Wissen um die eigene Kraft das Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten fördert. Mit Blick auf ihren je eigenen Kontext unterstützen die Interviewpartnerinnen diese Darstellung. Alle unter ihnen, welche über Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungswissen verfügten, konnten darauf zurückgreifen – sei es in der Situation geschlechtsspezifischer Gewalt selbst oder auch danach, um die Handlungsfähigkeit auszuweiten und Selbstsicherheit und Autonomie zurückzuerlangen.

Barbara, Julia, Anna und Frau Schmied besuchten alle im Erwachsenenalter einen Selbstverteidigungs- und Selbstbehauptungskurs oder nehmen nach wie vor an einem regelmässigen Training teil. Julia und Anna können zusätzlich auf Kampfsporterfahrung zurückgreifen. Barbara beschreibt, wie sie früher durch die Angst sehr eingeschränkt war. So konnte sie sich nicht allein im Dunkeln bewegen und düstere Parkhäuser waren ihr auch tagsüber ein Graus. Schon nach dem ersten Wen-Do Kurs traute sie sich das erste Mal in ihrem Leben, in ein Parkhaus zu fahren. Im Training lernte sie dann, sich auch allein im Dunkeln zu bewegen:

*Und dann bin ich ins Frauen*training und mittlerweile ..., ich gehe immer noch nicht so gerne [ins Parkhaus] ..., aber ich tue es. Und ich kann und ich fühle mich sehr viel freier. Also es hat mir sehr viel von meinem Leben zurückgegeben, das Wen-Do. (Barbara, Pos. 14-15)*

Bewegungsfreiheit zu erschliessen bedeutet, Lebensqualität erlangen und Sicherheit zu erarbeiten. Auch Julia bezieht Selbstvertrauen aus der Auseinandersetzung mit dem Thema der geschlechtsspezifischen Gewalt in den Wen-Do Kursen. Solche Kurse sind eine Gelegenheit für das beschriebene Austauschen, Üben und Erfahren von Selbstwirksamkeit durch Erfolgserlebnisse, eine Möglichkeit, die vielen Frauen* fehlt. Julia betont:

Ich denke, es [das Selbstvertrauen] hat sich sicher vergrössert, auch. Ich glaube einfach auch, immer dieses Wiederholen, man darf, man kann, man kann den Zeitpunkt Und das gibt mir vermutlich schon auch das Selbstvertrauen, dass ich das auch kann. (Julia, Pos. 271)

Frau Schmied wollte ursprünglich keinen Selbstverteidigungskurs besuchen. Ein Freund meldete sie jedoch einfach an und so besuchte sie den Kurs. Im Nachhinein sagt sie: «Also ich glaube wirklich, dass mir dieser Selbstverteidigungskurs eigentlich gut getan hat» (Frau Schmied, Pos. 176). In der Gefahrensituation konnte sie das im Kurs Erlernte abrufen und sich befreien. Sie sagt weiter: «Ich bin sehr froh gewesen, bin ich dort zu diesem Kurs gegangen. Und, ohne diesen hätte ich es nicht geschafft. Da hätte ich wahrscheinlich einfach dort gelegen und es wäre passiert. Ja.» (Frau Schmied, Pos. 272).

Anna machte in ihrer Jugend lange Kampfsport. Sie erzählt, wie ihr das Wissen über körperliche Selbstverteidigung in bedrohlichen Situationen Sicherheit gibt. So konnte sie ruhig bleiben, als ein Mann sie in einer fremden Wohnung packte und ins Schlafzimmer stossen wollte. Schliesslich beförderte sie ihn

aus der Wohnung, ohne dass die Situation eskalierte. Dazu sagt sie: *«Ja, also ich hab schon Kampfsport gemacht vorher. Das hat mir schon eine Sicherheit gegeben: Ich weiss, ich kann mich wehren»* (Anna, Pos. 69). Auch Julia beschreibt den Kampfsport als Ressource, welche ihr die Sicherheit gibt, dass sie in schwierigen Situationen handlungsfähig bleiben kann: *«Und, ich glaube, ich kann auch so gut Kampfsport, dass ich entscheiden kann, kann ich ..., also, wie heftig muss es jetzt auch sein»* (Julia, Pos. 128). Aufgrund der durch den Kampfsport gewonnenen Selbstsicherheit kann die Situation aktiv gestaltet und dominiert werden, was einen Bruch mit den gängigen Skripten geschlechtsspezifischer Gewalt erlaubt. Weitere Ressourcen, die von den Interviewpartnerinnen genannt wurden – der Beizug professioneller Unterstützungsstrukturen und das Einleiten rechtlicher Schritte –, beziehen sich in erster Linie auf das nachträgliche Verarbeiten der erlebten geschlechtsspezifischen Gewalt. Auf sie gehe ich im letzten Abschnitt dieses Kapitels ein.

Professionelle Unterstützungsstrukturen und rechtliche Schritte

Professionelle Unterstützungsangebote sind eine von den Interviewpartnerinnen oft genannte Ressource. Für die Verarbeitung des Geschehenen zogen sie sich beispielsweise die Unterstützung einer kantonalen Beratungsstelle bei. Einige von ihnen beanspruchten auch psychologische und therapeutische Hilfe. Um nach der erlebten Gewalt wieder Handlungsmacht zu erlangen, wählten viele zusätzlich den Weg der Strafanzeige.

Für Sibylle war nebst dem allgemeinen Wissen über geschlechtsspezifische Gewalt das praktische Wissen darüber von Nutzen, wo sich eine Betroffene Hilfe holen kann. Nicht weniger wichtig war die Erfahrung, dass sie an den entsprechenden Stellen auch ernst genommen wird:

Und auch, dass man auch weiss, wo man sich Hilfe und Unterstützung holen kann. Ich meine jetzt, letztendlich hat ja auch wirklich diese Anzeige sehr viel genützt Das ist in diesem Sinne vielleicht nicht gerade das Erste gewesen, das ich gemacht habe, aber wie auch eine Möglichkeit, dass man überhaupt weiss, man kann das machen. Und es gibt wie diese Anlaufstelle (Sibylle, Pos. 201)

Das Inanspruchnehmen der bestehenden Unterstützungsstrukturen ist zentral. Nur wer Zugang zu einer ersten Anlaufstelle gefunden hat, kann an weitere Institutionen vermittelt werden und so von einem Netz von unterstützenden Leistungen profitieren.

Da das Thema mit Scham behaftet sein kann, spielt die Schweigepflicht eine wichtige Rolle, um sich einer Person anvertrauen zu können. So erzählt Frau Schmied, wie sie sich nach jahrelangem Schweigen ihrem Physiotherapeuten anvertrauen konnte: *«Es ist einfach das Vertrauen und vielleicht aber auch, weil ich wusste, dass er es niemanden sagen darf. Er ist ja dort auch so ein bisschen unter Schweigepflicht»* (Schmied, Pos. 84). Oft ist es einfacher, sich einer Person anzuvertrauen, die eine professionelle Funktion ausübt, wie beispielsweise einer* Berater*in oder Therapeut*in. Diese Personen ergänzen die

Sorgearbeit des Umfelds, weil Professionelle nicht emotional in die Situation verwickelt oder mit der Betroffenen – und manchmal auch mit dem/der Täter*in – befreundet sind. Diese Aussensicht hilft, das Erlebte einzuordnen:

Überhaupt, dass ich wie das Gefühl hab, mmh, dass ich das nicht für mich behalten hab, in ganz vielerlei Hinsicht. Sei es jetzt mit der Therapie, mit Freunden, dass ich zur Frau H. [Beraterin der Opferberatungsstelle für Frauen] gegangen bin, dass ich sogar bei zwei Anwältinnen war, dass ich bei der Polizei war, dass ich mit der Journalistin geredet hab, mir hat das alles geholfen (Frau Küng, Pos. 148)

Die Strategie von Frau Küng zielte darauf ab, sich möglichst breit abzustützen und so verschiedene Aspekte der Problematik beleuchten zu können. Das half bei der Verarbeitung, gab ihr die Handlungsmacht zurück und stärkte das Gefühl der sozialen Einbettung.

Das von Sibylle erwähnte Erstaten einer Strafanzeige ist eine weitere Strategie, um eine aktive Rolle zurückzuerhalten. Auch wenn die meisten Interviewpartnerinnen diesen Schritt einerseits als belastend empfanden, war es andererseits auch eine selbstermächtigende soziale Praktik, durch die ein Zeichen gesetzt und dem Täter Grenzen aufgezeigt werden konnten. Frau Küng erstattete Anzeige, was sie bezüglich der Verarbeitung der Tat als hilfreich empfand:

Und dann hab ich Anfang Januar die Anzeige gemacht. Und das war völlig ok, bei der Stadtpolizei. Ich hab sogar für mich noch was rausgefunden in dem Gespräch mit der Stadtpolizei. Weil, obwohl ich das vorher schon so oft erzählt hab, durch diese ..., weil sie so genau nachfragen, bei der Polizei, ist mir aufgefallen, was noch komisch war an dieser Situation. (Frau Küng, Pos. 85)

Das genaue Nachfragen bei einer Einvernahme kann, wie bei Frau Küng, zu einem Erkenntnisgewinn führen. Es kann jedoch auch schmerzhaft und retraumatisierend sein, genaue Details über den Vorfall erzählen zu müssen (Spangenberg, 2020, S. 28). Wie belastend das detaillierte Schildern der Vorgänge erlebt wird, hängt zweifellos von der Schwere des Deliktes und vom individuellen Umgang damit ab. Es hängt aber auch von den kulturellen und sozioökonomischen Ressourcen ab, welche das Sprechen über intime Begebenheiten fördern oder erschweren können.

Entsprechend erwies sich das Erstaten einer Strafanzeige für die Betroffenen als ambivalente Strategie. So wurde es als belastend empfunden, dass der Prozess lange dauerte und die Interviewpartnerinnen somit immer wieder an die Gewaltsituation erinnert wurden. Ein anderer Aspekt war, dass die Rechtsprechung nicht dem Rechtsempfinden der Betroffenen entsprach:

Ja, es ist eine Belastung, weil ..., man hat immer so das Gefühl, dass das Recht quasi dieser Geschichte Wahrheit überträgt. Also ich verbinde das irgendwie so damit. Also quasi, wenn diese Person gebüsst wird, dann hat meine Geschichte ..., oder mein Erlebnis ist dann auch wirklich wahr. Obwohl das völliger Quatsch ist. Also ich weiss, dass es halt auch gewisse Bedingungen braucht, um eine Person bestrafen zu können. Und auch dass, wenn eine Person freigesprochen wird, das nicht bedeutet, dass sie nicht diese Tat begangen hat, so. Aber so ein bisschen diese Verbindung zwischen Recht und individuellem Erlebnis, ähm, ja, die finde ich recht belastend auch. (Nina, Pos. 102)

Das Wissen über die Diskrepanz zwischen dem Recht und dem individuellen Erlebnis kann helfen, das Strafverfahren besser einzuordnen. Trotzdem verstärkt die bei solchen Delikten oft mangelhafte Beweislage das Gefühl der Betroffenen, dass ihnen nicht geglaubt oder die Tat bagatellisiert und legitimiert wird. Frau Damiani äussert sich denn auch sehr ambivalent bezüglich der Strafanzeige. Einerseits kritisiert sie die Rechtsprechung, die nur eine Vergewaltigung als wirklich schweres Delikt einstuft: *«Also, ich muss nicht ... meine Beine breit machen, um nachher sagen zu können, dass ich vergewaltigt worden bin»* (Frau Damiani, Pos. 103). Andererseits stellt sie fest, dass die Strafanzeige für sie von Bedeutung war, um dem Täter aufzuzeigen, dass er eine Grenze überschritten hatte. Das Verfahren wurde zwar eingestellt, doch erhielt sie eine Entschädigung, was für sie eine gewisse Genugtuung bedeutete. Bei Frau Küng wurde das Verfahren ebenfalls eingestellt, doch auch für sie fühlte es sich ermächtigend an, diese Grenze gesetzt zu haben: *«Und dieses Gefühl, die Anzeige zu machen, hat gar nicht so viel damit zu tun, ... ob jemand am Schluss verurteilt wird. Sondern dass ich mich dann gewehrt hab»* (Frau Küng, Pos. 85).

Die Tat ungeschehen zu machen, ist nicht möglich. Entsprechend gross ist das Bedürfnis, sich im Nachhinein in irgendeiner Form doch noch zu wehren. Die Strafanzeige hilft dabei, das in der Situation der geschlechtsspezifischen Gewalt erlebte Gefühl der Handlungsmachtlosigkeit abzuschwächen. Indem eine aktive Rolle eingenommen wird, kann die Opferrolle verlassen und ein neuer Aspekt in die Geschichte gebracht werden. Dadurch kann die Tat besser verarbeitet werden.

Die Erfahrungen, die eine Person bei einem Strafanzeigeverfahren, in ihrem Umfeld oder bei einer Beratungsstelle macht, können ermächtigend oder diskriminierend sein. Dies hängt sehr damit zusammen, wie eine Person gelesen wird und welche Glaubwürdigkeit ihr zugeschrieben, beziehungsweise ob ihr eine Handlungs- und Definitionsmacht zugestanden wird. Bei den meisten Interviewpartnerinnen ist dies aufgrund ihres sozioökonomischen Hintergrunds als weisse, mittelschichtsangehörige und gebildete Frauen* der Fall. Ebenso können sich die meisten auf ein sie tragendes Umfeld stützen und verfügen durch ihre Ausbildung oder ihren Beruf über ein Reflexions- und Übungsfeld, welches ihnen dabei hilft, in Situationen von geschlechtsspezifischer Gewalt Handlungsmacht zu entwickeln. Durch den Besuch von Selbstverteidigungs- und Selbstbehauptungskursen und durch das Trainieren von Kampfsportarten streben einige von ihnen das Entlernen der Skripte gar aktiv und zielgerichtet an. Das Wissen über diese körperlichen Techniken bildet die Basis für ein selbstsicheres Auftreten und somit einen Schutz vor geschlechtsspezifischer Gewalt. Weiter stellt das Wissen über professionelle Unterstützungsstrukturen und über rechtliche Möglichkeiten und deren tatsächliche Inanspruchnahme eine Hilfe für das Wiedererlangen von Handlungsfähigkeit dar.

6. Diskussion der Ergebnisse

In der Analyse der Daten kristallisierte sich heraus, dass es für alle Betroffenen von zentraler Bedeutung war, die Handlungsmacht überhaupt erst zu erlangen, zu behalten oder aber wiederzuerlangen. Wichtig war hierbei, den Wendepunkt in der Gewaltdynamik zu erkennen und über Strategien zu verfügen, um diesen auch in eine Handlung umzusetzen. Insbesondere zeigte sich, dass jedes Durchbrechen eines der in Kapitel 5.2. beschriebenen Skripte diesen Prozess erleichterte. Diese Skripte durchdringen die verschiedensten Aspekte der Gesellschaft und somit auch der Leben der weiblichen gelesenen Personen.

Diese Durchdringung fängt schon in der Kindheit an. Aus Sorge um die Mädchen* werden ihnen Verhaltensregeln auferlegt. Die Ängste bleiben jedoch sehr vage, da das Benennen der geschlechtsspezifischen Gewalt ein gesellschaftliches Tabu ist. Darüber hinaus zeigt sich, dass mit dem Opferbegriff viele Ambivalenzen verknüpft sind. Nebst der Identifikation damit lässt sich eine Unvorstellbarkeit der eigenen Betroffenheit sowie eine Abgrenzung gegenüber dem negativ konnotierten Begriff erkennen. Dass dieser Begriff negativ konnotiert ist, hat wiederum viel mit den Scham- und Schuldgefühlen zu tun, welche viele Betroffene nach einem Erlebnis geschlechtsspezifischer Gewalt empfinden. Auch hier zeigt sich, wie wirksam Skripte sein können, denn nicht die Tat ausübende Person fühlt sich schuldig und schämt sich, sondern die Betroffenen. Ein weiteres zentrales Skript ist die Passivität, welche Frauen* und Mädchen* dazu anleitet, Grenzverletzungen und Gewalt über sich ergehen zu lassen und sie so wiederum im Opfersein trainiert. Durch die Tabuisierung der geschlechtsspezifischen Gewalt wird diese zudem individualisiert und normalisiert. Da sie normal zu sein scheint, gibt es auch kein Verhaltensangebot jenseits der von Frauen* allgemein erwarteten Höflichkeit, Nettigkeit, Harmoniebedürftigkeit und Empathie. Alle diese Komponenten zusammen verstärken die Handlungsmachtlosigkeit der Betroffenen bei geschlechtsspezifischer Gewalt. Im Laufe des Lebens können sie sich durch Traumatisierungen aufgrund von erlebter Gewalt zusätzlich verfestigen, was die Betroffenen dem verstärkten Risiko aussetzt, erneut Opfer geschlechtsspezifischer Gewalt zu werden.

Wie ich in Kapitel 5.3. gezeigt habe, kommen verschiedene kulturelle, individuelle und sozioökonomische Ressourcen zum Einsatz, um diese Skripte zu durchbrechen. Mit Blick auf die kulturelle Ebene wurde in erster Linie deutlich, wie hilfreich das Aneignen und gemeinsame Erarbeiten von Wissen über die Thematik ist. Es stellt eine zentrale Voraussetzung für eine Veränderung der Verhaltensweisen dar: das Entlernen der Skripte. Wichtig ist dabei der Hinweis verschiedener Interviewpartnerinnen, dass dieses Wissen immer wieder geteilt und die konkreten Techniken und Verhaltensweisen regelmässig geübt werden müssen. Es reicht nicht, einmal davon gelesen oder gehört zu haben.

Dieses Wissen über geschlechtsspezifische Gewalt hat verschiedene Aspekte. Durch das Verorten der geschlechtsspezifischen Gewalt in ihrem gesellschaftlichen Kontext wird das Problem entindividualisiert und eine Sensibilisierung für grenzverletzendes Verhalten erarbeitet. Die Betroffenen können es sich so

eher erlauben, die seit ihrer Kindheit eingeübten Rollenmuster zu durchbrechen. Auch Wut zu entwickeln, laut zu werden und die angelernte Höflichkeit in bedrängenden und bedrohlichen Situationen abzulegen, war für viele ein wichtiger Schritt hin zu einem selbstbestimmten Auftreten. Aus entsprechenden Erfolgserlebnissen erfuhren die Interviewpartnerinnen Selbstwirksamkeit. Sie lernten, Grenzen zu setzen und weitere Handlungsstrategien anzueignen, was zunehmend auch ihren Alltag zu prägen begann. Wichtig waren aber auch verschiedene Alltagsstrategien wie das gegenseitige Informieren über Ausgehpläne und Treffen mit Männern*.

Erlebnisse in einen weiteren gesellschaftlichen Kontext einordnen zu können, über Handlungsstrategien zu verfügen, um Skripte zu durchbrechen, sowie weitere Wissensbestände sind kulturelle Ressourcen, auf welche sich die Interviewpartnerinnen jederzeit berufen können und über die sie sich mit ihren Freund*innen austauschen. Sie wurden erstens als Präventionsmassnahmen, zweitens in der Situation geschlechtsspezifischer Gewalt selbst und drittens im Verarbeitungsprozess eingesetzt. Wie diese Praktiken im Konkreten aussehen und was mutig zu sein im spezifischen Fall bedeutet, hängt jedoch zugleich stark von den jeweiligen individuellen Ressourcen und der Gewalterfahrung ab, die jede einzelne mit sich bringt.

Ein wichtiger Aspekt, den alle Interviewpartnerinnen nennen, ist ein handlungsmächtiger Umgang mit der Angst. Sich vom Skript der ängstlichen, schutzbedürftigen Frau* loszusagen, empfanden viele als Ermächtigung. Sie konnten sich hierbei auf ihre kulturellen Ressourcen stützen. Der Umgang mit Angst in der Situation selbst hingegen verweist auf die individuellen Ressourcen der Interviewpartnerinnen. Anstatt in eine Schockstarre zu verfallen, führte die Angst bei einigen von ihnen den Wendepunkt herbei. Nach den Gewalterlebnissen wiederum strebten alle Interviewpartnerinnen die Wiederherstellung einer «Normalität» an. Je nach Form und Dauer der Erlebnisse war und ist dies ein langer und intensiver Prozess der Selbstermächtigung. Ein weiterer Aspekt, der für die Interviewpartnerinnen von Wichtigkeit war, sind die jeweiligen biografischen Ressourcen. Positive Rollenvorbilder aus der Kindheit gaben einen stärkenden Boden und Selbstvertrauen mit auf den Lebensweg. Im Fokus stand meist die Mutter; auch bei jenen, für die sie keine Stütze, sondern – im Gegenteil – abschreckendes Negativbeispiel war. In diesen Fällen bestehen die individuellen Ressourcen genau im Streben darin, nicht so zu werden wie die Mutter. Auch die generationenübergreifende Gewalt zu durchbrechen, war für jene Interviewpartnerinnen, die geschlechtsspezifische Gewalt in der Familie erlebt hatten, ein wichtiger Antrieb. Schliesslich zeigte sich in den Interviews, dass die Handlungsfähigkeit stets in einen Zusammenhang mit einem individuellen Gespür für die Situation gestellt wurde. Alle Interviewpartnerinnen berichten, dass sie gleichsam intuitiv die Gefahr einschätzten und auf dieser Basis die Situation aktiv zu gestalten begannen. Dies stellt eine wichtige Voraussetzung für das Durchbrechen des Skripts des passiven Abwartens und Aushaltens dar.

Die individuellen Ressourcen dienen der Prävention geschlechtsspezifischer Gewalt – sei dies durch Handlungsstrategien, welche von Rollenvorbildern oder negativen Gegenbildern abgeleitet werden, oder indem ein individuelles Gefahrensensorium erworben wird. Sie sind jedoch auch in der Gefahrensituation selbst nützlich, wenn es etwa darum geht, die Handlungsmacht zu behalten oder, wie bei der Angst, den Wendepunkt herbeizuführen und einen Fluchtreflex in Gang zu setzen. Die Wiederherstellung eines «normalen» Alltags wiederum ist in erster Linie eine Ressource, welche die Handlungsmacht nach der erlebten Gewalt wiederherstellt.

Nebst den kulturellen Ressourcen und deren individueller Umsetzung sowie den weiteren individuellen Fähigkeiten, können sozioökonomische Voraussetzungen das Erhalten, Aneignen und Wiederherstellen von Handlungsfähigkeit erleichtern. Darunter hoben die Interviewpartnerinnen die Möglichkeit des Austauschs und der Reflexion über die Gewalterfahrungen hervor. Dies fand im privaten sozialen Umfeld, aber auch in der Ausbildung oder während der Arbeit statt. Alle Interviewpartnerinnen, die einen WenDo- oder Selbstverteidigungskurs besucht hatten, oder die Kampfsport trainierten, nennen auch die in diesem Zusammenhang erlernten Techniken als wichtige Fähigkeiten. Eine bedeutsame Ressource stellt auch die Möglichkeit dar, Hilfe zu holen. Es ist für die Betroffenen entlastend, das Geschehene in einem professionellen Beratungs- oder Therapiesetting verarbeiten zu können. Für viele fühlten sich auch die Anzeige bei der Polizei und das Strafverfahren nicht nur als belastend, sondern auch als ermächtigend an. Diese Ressourcen sind insofern sozioökonomischer Natur, als sie nicht allen gleichermassen zugänglich sind. Gerade die Inanspruchnahme von professionellen Unterstützungsstrukturen und das Einleiten von rechtlichen Schritten basiert auf dem Vorhandensein kultureller wie sozioökonomischer Ressourcen. Ohne sie bleiben wichtige Angebote unerreichbar. Die sozioökonomischen Ressourcen erleichtern die Prävention, indem sie einen Austausch von Wissen oder das Üben von Techniken – von kulturellen Ressourcen also – ermöglichen. Sie sind aber auch im Moment der geschlechtsspezifischen Gewalt wichtig, wenn die zuvor erlernten Fähigkeiten Handlungsmacht ermöglichen. Und schliesslich können sie eingesetzt werden, wenn es darum geht, das Erlebte zu verarbeiten.

Die Analyse der Interviews zeigt, dass die Geschlechterverhältnisse und die davon geprägten Skripte das Handeln von Frauen* in Situationen von geschlechtsspezifischer Gewalt zutiefst prägen. Diese sozialen Praktiken sind jedoch nicht vollständig durch die Verhältnisse determiniert (Mader, 2013, S. 224). So ist nicht nur die «relative Positionierung der interagierenden Akteure innerhalb geschlechterhierarchischer Strukturen der Arbeitsteilung, Ressourcenverteilung und institutionellen Positionen» (Mader, 2013, S. 233) entscheidend. Es ist auch die Fähigkeit, den Wendepunkt zu erkennen beziehungsweise herzustellen und handlungsmächtig zu bleiben oder wieder zu werden. Trotz aller spezifischer Umstände und individueller Ausgangslagen, die jedes Erlebnis und den Umgang damit prägen, kann diese Fähigkeit durch Sicherheit generierende Alltagsstrategien, Wissen über Skripte und deren Umdeutung sowie die Aneignung von konkreten Selbstbehauptungs- und Verteidigungstechniken gefördert werden. Das

Durchbrechen von Skripten ist etwas, das sich Frauen* aneignen, erlernen und getrauen müssen – und können. Es funktionierte bei den meisten Interviewpartnerinnen zumindest insofern, als die Gewalt gestoppt oder die Handlungsmacht danach wieder angeeignet werden konnte.

Die Interviewpartnerinnen beschrieben unterschiedliche, jeweils für sie selbst funktionierende Strategien. Implizit oder explizit gaben sie damit Empfehlungen, aus denen die im folgenden Kapitel erläuterten Präventionsansätze herausgearbeitet werden können. Genannt wurde etwa der Vorsatz, früher auf das eigene Bauchgefühl zu hören und so rechtzeitig intervenieren zu können, wenn eine Situation als bedrohlich oder bedrängend empfunden wird. Das Ausprobieren und Üben von Selbstverteidigungs- und Selbstbehauptungstechniken wurde von all jenen Personen in positivem Sinne erwähnt, die solche Techniken kannten. Sie betonten etwa, dass ein selbstsicheres Auftreten, das durch das Wissen über die eigenen Fähigkeiten zur körperlichen Selbstverteidigung gestärkt wird, ein wichtiges schützendes Element ist. Weiter wurden die Sensibilisierung und die Aufklärung bezüglich geschlechtsspezifischer Gewalt als essenziell dargestellt. Ebenso fordern einige Interviewpartnerinnen explizit, dass schon in der Kindheit über geschlechtsspezifische Gewalt aufgeklärt und damit verbundene Tabuthemen behandelt werden sollten. Eingebettet zu sein in ein wohlwollendes, schützendes Umfeld, der Austausch über Handlungsmöglichkeiten bei geschlechtsspezifischer Gewalt und das Wissen über Hilfsstrukturen, wurden ebenfalls als hilfreich empfunden.

Über eine erfolgreiche Abwehr in Situationen von geschlechtsspezifischer Gewalt wird nur selten geschrieben oder gesprochen. Wären solche Geschichten genauso Alltag wie die medialen Geschichten über vergewaltigte Frauen*, würde dies eine Abkehr vom Opferdiskurs und eine Ermächtigung für die Frauen* bedeuten. Sich zu wehren und aktiv die Situation zu bestimmen, wäre ein selbstverständliches Skript für Frauen* in einer Gefahrensituation, aber auch ganz allgemein. Und vielleicht würden dadurch schliesslich auch die geschlechtsspezifischen Skripte selbst an Bedeutung verlieren. Die Interviews zeigen, dass es solche Geschichten durchaus gibt. Wenn gezielt danach gefragt wird, stellt sich gar heraus, dass sie alles andere als selten sind.

Nur eine Interviewpartnerin (Frau Damiani) konnte eine im Erwachsenenalter erlebte Gewalttat nicht verhindern. Sie konnte jedoch eine für sie weniger verletzendere Form der Gewalt aushandeln. Die beiden Interviewpartnerinnen (Barbara und Frau Schmied), die geschlechtsspezifische Gewalt in der Kindheit erlebten, verfügten zu jenem Zeitpunkt über keine Möglichkeit, sich zu wehren. In allen anderen Fällen zeigt sich, dass die gewaltausübende Person davon abliess, ihre Tat zu vollenden, als sie mit verbaler oder physischer Gegenwehr konfrontiert war. Sie hatte nicht mit einer vehementen, selbstbestimmten Reaktion des Opfers gerechnet. Manche Täter entschuldigten sich, andere wurden wütend oder leugneten ihre Tat, und wieder andere waren perplex und liefen davon. Nur in einem Fall wandte sich der

Täter mit körperlicher Aggressivität gegen die Betroffene, um dann schliesslich doch die Flucht zu ergreifen.

In all diesen Fällen wurde den Tätern die Macht abgesprochen, gewalttätig zu werden beziehungsweise das Gegenüber zum Objekt ihrer Gewalt zu machen. Sie konnten nicht mehr den gängigen Täterskripten folgen, da diese für den Fall eines aktiven Verhaltens des Opfers keine Handlungsanleitungen vorsehen. Die Betroffene wurde vom Opfer oder Objekt der Gewalt zu einem aktiven, in seinem Handeln nicht einschätzbaren Subjekt. Je heftiger die Reaktion der Betroffenen ist, argumentiert auch Heimann (2020, S. 52), desto wahrscheinlicher ist es, dass der Angreifer seine Absichten aufgibt, weil seine Vorstellungen vom Tatablauf nicht umsetzbar sind und er keine Handlungsalternativen sieht. Auch wenn es Täter gibt, die bei Gegenwehr nicht von der Tat ablassen, stellen sie doch eine Minderheit dar. So schreibt Heimann (2020) weiter: «Die Gegenwehr vor oder während einem Versuch der Vergewaltigung oder eines sexuellen Missbrauchs ist der erste Schritt, der mit hoher Wahrscheinlichkeit zum Abbruch der Tat durch den Täter führt» (S. 52). Auch die Interviews widersprechen der oft zu hörenden Argumentation, dass es nur noch schlimmer werde, wenn eine Frau* sich wehrt, oder dass eine Frau* aufgrund der ungleichen körperlichen Voraussetzungen keine Chance habe, sich zu wehren.

Der in dieser Studie eingenommene Fokus auf die Ressourcen und die Handlungsmacht der von geschlechtsspezifischer Gewalt Betroffenen trägt damit zur Abkehr vom Opferskript der Handlungsmachtlosigkeit und Ohnmacht und zur Hinwendung zu aktiven Handlungsstrategien und Präventionsansätzen bei. Wie diese Fokusverschiebung zu ressourcenorientierten Präventionsansätzen im Rahmen der Sozialen Arbeit umgesetzt werden könnte, diskutiere ich im folgenden Kapitel.

7. Präventionsansätze für die Soziale Arbeit

Aus dem Erfahrungswissen der Betroffenen lassen sich drei Ansätze für eine Interventions- und Präventionspraxis im Rahmen der Sozialen Arbeit entwickeln. Der erste bezieht sich auf die Sensibilisierung der Professionellen der Sozialen Arbeit für die Thematik der geschlechtsspezifischen Gewalt und deren gesellschaftliche Dimensionen. Der zweite zielt auf das Schaffen von sicheren Lern- und Austauschräumen für die Adressat*innen ab. Und der dritte schliesslich schlägt eine verstärkte Berücksichtigung einer geschlechtersensiblen Pädagogik in der Kinder- und Jugendarbeit vor, zu deren Kernaufgaben die Thematisierung von geschlechtsspezifischer Gewalt zählt.

7.1. Sensibilisierung der Professionellen der Sozialen Arbeit

Geschlechtsspezifische Gewalt hat eine gesamtgesellschaftliche Dimension. Nötig ist deshalb ein anderer gesellschaftlicher Umgang mit dem Thema und eine vermehrte Sensibilisierung aller Mitglieder dieser Gesellschaft, insbesondere aber von Personen, die professionell mit (potenziellen) Betroffenen und Täter*innen arbeiten, für die Thematik. Nur so können die Häufigkeit und die vielfältigen Ausdrucksformen geschlechtsspezifischer Gewalt erkannt, verurteilt und letztlich auch verhindert werden. Ein erster Präventionsansatz fokussiert deshalb auf die kulturellen Strukturen dieser Gesellschaft und die Frage, welche Rolle die Professionellen der Sozialen Arbeit dabei spielen sollen.

Laut einer Studie von Amnesty International Sektion Schweiz (2019, S. 14) haben in der Schweiz 22 Prozent der weiblichen* Bevölkerung über 16 Jahren ungewollte sexuelle Handlungen erlebt, also jede fünfte Frau*. In diesen Zahlen sind weitere Formen von geschlechtsspezifischer Gewalt wie sexuelle Belästigung, häusliche Gewalt und Stalking noch nicht enthalten. Es ist anzunehmen, dass es sowohl unter den Professionellen der Sozialen Arbeit als auch unter den Adressat*innen viele Frauen* gibt, die in ihrem Leben schon geschlechtsspezifische Gewalt erfahren haben. Die in Kapitel 5.2.2. beschriebenen Skripte durchdringen den Alltag aller Menschen, ohne dass sie sich dessen klar sind. Es ist also davon auszugehen, dass diese Vorannahmen, Zuschreibungen und Erwartungen, wenn sie nicht ständig reflektiert werden, auch in die Soziale Arbeit einfließen. Die Professionellen der Sozialen Arbeit benötigen deshalb erstens ein umfangreiches Wissen darüber, wie oft diese Form von Gewalt ausgeübt wird und welche Folgen dies für die Betroffenen hat. Zweitens braucht es mehr Wissen darüber, wie stark die entsprechenden Skripte in der Gesellschaft verankert sind und wie wichtig Handlungsstrategien und Handlungsmacht sind, um aus diesen destruktiven Strukturen herauszukommen. Sensibilisierte Professionelle der Sozialen Arbeit erkennen früher, wenn geschlechtsspezifische Gewalt in Familien vorkommt oder eine Frau* nach erlebter geschlechtsspezifischer Gewalt Belastungssymptome zeigt.

In dieser Arbeit wird die geschlechtsspezifische Gewalt als Aspekt gesellschaftlicher Ungleichheit, insbesondere der Geschlechterdifferenz, verstanden. Deswegen kann die Sensibilisierung der Professionellen der Sozialen Arbeit in Bezug auf diese Thematik nicht ohne eine Förderung der Genderkompetenz erfolgen. Genderkompetenz ist in der Ausbildung bereits vielerorts verankert. Dabei wird nebst Genderwissen im Sinne von wissenschaftlicher Fachkompetenz auch genderbezogene Handlungskompetenz vermittelt, so etwa Medien- und Methodenkompetenz. Nicht zuletzt zählt auch die genderbezogene Selbstkompetenz im Sinne von Selbstreflexivität zu den in der Ausbildung vermittelten Fähigkeiten (Kunert-Zier, 2015, S. 141). Dieses Fachwissen sollte jedoch vermehrt mit einer expliziten Schulung im Bereich der geschlechtsspezifischen Gewalt verbunden werden. Die von Staub-Bernasconi (2019, S. 92) angesprochene Machtposition der Professionellen der Sozialen Arbeit gegenüber den Adressat*innen und die damit verbundene Verantwortung sollte zu einer verstärkten Reflexion über die Reproduktion von Rollenbildern und Vorannahmen in der eigenen Arbeit führen. Weiter sollten im Sinne einer gesellschaftskritischen Perspektive nach Staub-Bernasconi (2019, S. 10) immer auch die Ungleichverteilung von materiellen und immateriellen Ressourcen und der Definitionsmacht berücksichtigt werden.

7.2. Sichere Lern- und Austauschräume für Frauen* schaffen

Die Vermittlung von Wissen über die gesellschaftlichen Dimensionen geschlechtsspezifischer Gewalt, aber auch über die professionellen Unterstützungsstrukturen, kann von Bedeutung sein, wenn es darum geht, Betroffene aufzufangen und im Verarbeitungsprozess zu unterstützen. Nicht zuletzt sind diese Aspekte auch hilfreich, um die generationenübergreifende Gewalt zu durchbrechen. Hierbei sollte die Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Institutionen – Sozialdienste, Kinder- und Jugendschutzbehörden, Schulen, Polizei und Gesundheitseinrichtungen – noch mehr gefördert und die Hürden der Kontaktaufnahme mit den jeweiligen Institutionen verringert werden. Gerade die Verknüpfung des Aufenthaltsstatus mit der Inanspruchnahme von Sozialhilfe ist insbesondere im Fall von häuslicher Gewalt ein nach wie vor ungelöstes Problem, welches die aufenthaltsrechtliche und ökonomische Abhängigkeit vom gewalttätigen Ehemann für viele Betroffene verstärkt. Diesem sozioökonomischen Aspekt geschlechtsspezifischer Gewalt kann durch einen erleichterten Zugang zu Informationen und Netzwerken entgegengewirkt werden.

In der Arbeit mit Adressat*innen der Sozialen Arbeit, welche über geringe sozioökonomische Ressourcen verfügen, könnte schon das vermehrte Bereitstellen von sicheren Räumen des Austauschs einen präventiven Charakter haben. Godenzi forderte schon 1993 (S. 328-333) als Präventionsmassnahme eine Stärkung der sozialen Netzwerke von Frauen* und einen Fokus auf die Aufklärung und die Erziehung. Diese Forderung sollte in Anbetracht der kleinen Fortschritte, die in der geschlechtsspezifischen Gewaltprävention erzielt werden, wieder vermehrt in den Diskurs um Präventionsstrategien

aufgenommen werden. So zeigt sich in den Interviews, dass schon das strukturierte Austauschen über Situationen von geschlechtsspezifischer Gewalt und die damit verbundenen Handlungsmöglichkeiten ein möglicher Präventionsansatz und ermächtigend sein kann. Durch den Austausch werden die erlebte Gewalt und deren Folgen entindividualisiert und eine Sensibilisierung bezüglich der gewalttätigen Strukturen gefördert. Damit ermöglicht ein Austausch letztlich auch ein Entlernen der Skripte und das Erlernen von Selbstsicherheit und der Fähigkeit, Grenzen zu setzen. Gerade auf der Ebene der kommunalen Sozialen Arbeit wäre das Schaffen von solchen regelmässig stattfindenden und sicheren Lern- und Austauschräumen für Frauen* wünschenswert. So könnten nicht nur die kulturellen Ressourcen der Adressat*innen gefördert werden. Durch das Schaffen von Netzwerken und Bereitstellen von Informationen zu Unterstützungsstrukturen würden auch die sozioökonomischen Möglichkeiten vergrössert.

Vor dem Hintergrund der Resultate der vorliegenden Studie empfiehlt sich die Verknüpfung von gesellschaftskritischen Auseinandersetzungen mit geschlechtsspezifischer Gewalt im Allgemeinen mit einer auf das konkrete Handlungsrepertoire ausgerichteten Präventionsarbeit. Das Einüben von Selbstverteidigungs- und Grenzsetzungstechniken bei gleichzeitigem Verortenlernen der Gewalt und der erlernten Skripte ermöglicht erst eine Handlungsfähigkeit in Situationen geschlechtsspezifischer Gewalt. Das Wissen über Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungstechniken ist eine bisher unterschätzte Komponente der Präventionsarbeit. Die Interviews zeigen nämlich, dass allein schon das Kennen von Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungstechniken eine präventive Wirkung haben kann. Die Betroffenen getrauen sich, eine für sie bedrängende oder bedrohliche Situation auf verbale Weise zu stoppen, da sie wissen, dass sie auch über physische Möglichkeiten verfügen, falls es nicht funktioniert. Das Durchbrechen der Skripte noch bevor die Situation eskaliert oder zumindest bedrohlicher wird, ist wohl die effektivste Handlungsstrategie, um sich vor geschlechtsspezifischer Gewalt zu schützen. Durch das Anbieten von Selbstverteidigungs- und Selbstbehauptungskursen für Adressat*innen würden nicht nur die kulturellen und sozioökonomischen Ressourcen gefördert, sondern – über die Stärkung des Selbstbewusstseins – auch die individuellen.

7.3. Geschlechtersensible und tabufreie Kinder- und Jugendarbeit

Verschiedene Interviewpartnerinnen weisen darauf hin, dass ihnen positive Rollenvorbilder halfen, ein stärkeres Selbstbewusstsein zu entwickeln und Grenzsetzungsstrategien zu lernen. Diese Vorbildfunktion sollten auch Professionelle der Sozialen Arbeit übernehmen, indem sie geschlechtsspezifische Gewalt gezielt und offen thematisieren. Es wäre deshalb wünschenswert, dass in der Schulsozialarbeit, in der sozialpädagogischen Arbeit in Kinder- und Jugendheimen, aber auch in Jugendzentren nicht nur vermehrt versucht würde, Präventionsprojekte durchzuführen, sondern auch ganz allgemein eine tabufreie Gesprächskultur bezüglich geschlechtsspezifischer Gewalt anzustreben und in den Arbeitsalltag

mit den Mädchen* und Jungen* zu integrieren und ihnen so zu umfangreicheren kulturellen und sozio-ökonomischen Ressourcen zu verhelfen.

In den Interviews wurde ersichtlich, dass die Thematisierung von geschlechtsspezifischer Gewalt nur dann einen wirklichen Schutz bietet, wenn auch die diesbezüglichen Tabuthemen zur Sprache kommen. Es müssen sowohl die Gewalt und als auch die Verantwortlichen benannt werden und es muss eine Sprache geben, um über das Thema diskutieren zu können. Denn die gängige Vermischung von verschiedenen Gewaltformen und das Schweigen darüber, dass es auch Bekannte und nahestehende Menschen sind, die geschlechtsspezifische Gewalt ausüben, macht die gesellschaftliche Akzeptanz des Machtgefälles und damit einhergehend der Gewalt zwischen den Geschlechtern unsichtbar. Durch diese Tabuisierung gelten weiterhin ausschliesslich fremde Personen als Täter*innen und wird die geschlechtsspezifische Komponente der Gewalt negiert. So sind laut Hagemann-White (2016, S. 18) Mädchen* vier- bis fünfmal so häufig von geschlechtsspezifischer Gewalt in der Kindheit betroffen wie Jungen*, und auch die Täter*innen sind signifikant häufiger Männer* als Frauen*. Es besteht also auch im Bereich der Gewalt an Kindern ein Zusammenhang zwischen Gewalt und Geschlecht (Hagemann-White, 2016, S. 18). Diese Tatsachen werden oft nicht benannt, weil davon ausgegangen wird, dass es Kinder überfordert oder Vorurteile zementiert werden. Dadurch, dass diese Fakten verschwiegen werden, sind die Kinder aber nicht geschützt. Vielmehr bleibt das in Kapitel 5.2.1 beschriebene vage Klima der Angst, welches kein Vermitteln konkreter Handlungsstrategien erlaubt und die geschlechtsspezifische und gesellschaftliche Dimension in den Hintergrund rücken lässt. Wie Lavoyer und Balke (2022, S. 29) argumentieren, ist es für Kinder nicht verängstigend zu erfahren, dass die Gewalt auch von Bekannten ausgehen kann. Vielmehr erweitern solche Informationen ihr Wissen, was sie stärker und zuversichtlicher macht. Ihre Handlungsfähigkeit beziehungsweise kulturellen Ressourcen werden erweitert.

Die Prävention von Gewalt an Kindern ist in vielen Institutionen mittlerweile ein Bestandteil des Institutionskonzepts. So beschreiben auch die Interviewpartnerinnen, dass sie bei ihren Kindern beobachten, dass Schulen, Kindergärten oder Kitas die Thematik vermehrt aufgreifen. Die Ansätze der Ermächtigung von Kindern, das Erlauben und Erlernen von Grenzsetzungen, ist ein grosser Schritt hin zu einer nachhaltigen Prävention und somit zum Schutz von Kindern vor sexualisierter Gewalt.

Es sollte jedoch Aufgabe der Schulsozialarbeit sein, in diesem Sinne ausgerichtete Präventionsprojekte auch zum Thema geschlechtsspezifische Gewalt zu lancieren. Wichtig wäre, dass es nicht bei einmaligen Präventionsbeiträgen bliebe, sondern dass die Thematik durch ständiges Üben und Wiederholen im Alltag verankert werden kann. In den Interviews werden die Handlungsstrategien, die im Wen-Do und in Selbstverteidigungs-Kursen erlernt wurden, als sehr hilfreich beschrieben. Erst das wiederholte Üben führte dazu, dass das Wissen auch die Praxis umgesetzt werden konnte. Dabei zeigt sich immer wieder, dass der Versuch, Kinder oder Jugendliche zu stärken, ohne die gesellschaftlichen Skripte zu benennen,

widersprüchlich wirken kann. Wenn Mädchen* lernen, dass Grenzen gesetzt werden dürfen, dann muss auch thematisiert werden, dass Mädchen*, die für sich einstehen, sich wehren und Wut zeigen, nicht unhöflich oder störend sind. Sonst bleiben diese Ratschläge theoretisch und können nicht zu einer sozialen Praktik werden.

Meine Erfahrungen als Wen-Do Trainerin zeigen zudem, dass Mädchen* in der Schule zwar lernen, dass es gute Geheimnisse wie das Planen einer Überraschung für eine Freund*in gibt, aber auch schlechte Geheimnisse wie eine sexuelle Grenzverletzung. Dieses Wissen beinhaltet jedoch noch nicht das Aneignen von Handlungsstrategien für schlechte Geheimnisse. Diese können in erster Linie in konkreten Rollenspielen geübt werden. Es braucht also eine Übersetzungsleistung vom abstrakten Wissen hin zur Praxis. So schreibt die Fachstelle Limita zur Prävention sexueller Ausbeutung auf ihrer Homepage: «Mit Sensibilisierung allein ist noch niemand geschützt. Es braucht den Mut und die Befähigung zu konkreten Handlungsschritten in Risiko- und Krisensituationen» (2022). Diese Aussage gilt sowohl für die (potenziell) Betroffenen als auch für die Professionellen der Sozialen Arbeit, welche den Auftrag haben, Kinder vor Gewalt zu schützen. Nebst den verbalen Selbstbehauptungstechniken und der gesellschaftskritischen Auseinandersetzung sollten Mädchen* deshalb möglichst früh auch körperliche Selbstverteidigungstechniken lernen. Wie ich in dieser Arbeit ausgeführt habe, geben sie die Sicherheit, sich in bedrohlichen oder bedrängenden Situationen wehren zu können. So schreibt auch Fritzsche (2020, S. 212), dass das Bewusstsein für die eigenen Potenziale eine Voraussetzung für die Entwicklung eines positiven Selbstkonzepts ist und dazu führen kann, dass eine Person gar nicht erst als Opfer ausgewählt wird.

Die Interviewpartnerinnen beschreiben das Jugendalter als eine Zeit, welche von Erfahrungen von geschlechtsspezifischer Gewalt geprägt war, ohne dass den Betroffenen ein Werkzeugkasten mit auf den Weg gegeben worden wäre, um diese Gewalt einzuordnen oder sich dagegen wehren zu können. Deswegen sollten auch in der Jugendarbeit vermehrt Räume geschaffen werden, in welchen geschlechtsspezifische Gewalt thematisiert werden kann. Mit Brückner (2012, S. 556) gilt es hierbei zu beachten, dass im Planungsprozess der kommunalen Jugendarbeit die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern berücksichtigt werden sollte, indem beispielsweise geschlechterspezifische Projekte initiiert werden. Aus der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern resultieren nämlich nebst unterschiedlichen Gefährdungssituationen auch unterschiedliche Bedürfnisse. So sind laut einer Studie aus Deutschland aus dem Jahr 2004 männlich gelesene Kinder und Jugendliche häufiger von Gewalt durch Gleichaltrige betroffen (GiG-net, 2008, S. 46). Dieser Gewalt liegen offensichtlich andere Machtverhältnisse zugrunde als bei geschlechtsspezifischer Gewalt. Sie muss deswegen auch unterschiedlich thematisiert werden.

Eine gendersensible Pädagogik in Kombination mit Präventionsprojekten könnte hierbei zu einer nachhaltigen Stärkung von Mädchen* wie Jungen* führen. Diese gesellschaftskritische Auseinandersetzung mit den Geschlechterrollen, welche ein stärkeres Bewusstsein für die Machtstrukturen, die hinter

geschlechtsspezifischer Gewalt liegen beinhaltet, könnten in der offenen Jugendarbeit, in Kinder- und Jugendheimen sowie in der Beratung und Begleitung von Jugendlichen hilfreiche Präventionsansätze sein. Diese sollten ergänzt werden durch Projekte der Selbstermächtigung von Mädchen* und einer Ausrichtung auf das Vermitteln konkreter Handlungsstrategien. Nicht zuletzt könnte dies Jugendlichen, die von geschlechtsspezifischer Gewalt betroffen sind, dabei helfen, Unterstützung zu holen.

Es ist von Bedeutung, dass sowohl eine geschlechterreflektierende als auch eine geschlechtergetrennte Kinder- und Jugendarbeit realisiert wird. Geschlechtergetrennte Projekte können Räume öffnen, um Geschlechterrollen zu reflektieren und Gewalterlebnisse zu thematisieren. Wenn sie zu starr strukturiert sind, können sie aber auch die Geschlechterdichotomie verfestigen. In einer gelungenen geschlechtersensiblen Kinder- und Jugendarbeit hingegen lernen Mädchen* und Jungen* neue Skripte und es wird der Raum für nicht-heteronormative Identitätsangebote geöffnet. So kann es laut Voigt-Kehlenbeck (2004, S. 45) eine Perspektive der gendersensiblen Pädagogik sein, Möglichkeiten zu eröffnen, um die stereotypen Vorgaben eines männlichen beziehungsweise weiblichen Verhaltens zu hinterfragen. Eine solche Zielsetzung setze jedoch eine persönliche Auseinandersetzung der Pädagog*innen mit den eigenen Prägungen voraus. Damit bestätigt sich einmal mehr die Bedeutung von Sensibilisierungs- und Reflexionsprozessen in der Ausbildung der Professionellen der Sozialen Arbeit.

8. Ausblick

Der Fokus dieser Arbeit liegt auf erfolgreichen Handlungsstrategien im Kontext von geschlechtsspezifischer Gewalt und auf den Versuchen der Interviewpartnerinnen, die entsprechenden Skripte beziehungsweise die verfestigten Opfer- und Täterrollen aufzubrechen. Dieser Fokus wurde im Wissen darum gewählt, dass nicht alle Betroffenen die Möglichkeit haben, sich in einer Situation von geschlechtsspezifischer Gewalt zu wehren. Ebenso ist es eine Realität, dass es auch Täter*innen gibt, die bei Gegenwehr nicht von ihrem Vorhaben ablassen. Deshalb kann es nie um eine normative Beurteilung der Handlung der Betroffenen gehen. Das Ziel dieser Studie besteht vielmehr darin, Handlungsstrategien aufzuzeigen und dabei zu berücksichtigen, dass alle Betroffenen so handeln, wie es für sie möglich ist, und dass alle Überlebensstrategien von Bedeutung sind und gewürdigt werden sollen. Dies nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Tatsache, dass die Verantwortung für die Tat immer bei der gewaltausübenden Person liegt.

Die Kategorie Frau* wird in den aktuellen Diskursen der Geschlechterforschung in Frage gestellt, da man sich von der Geschlechterdichotomie lösen möchte. Auch in der Sozialen Arbeit sollte das binäre Modell einer Offenheit für die Diversität der Geschlechtsidentitäten Platz machen. Das machtvolle und destruktive binäre Geschlechterverhältnis muss als gesellschaftlicher Deutungsrahmen nach wie vor mitgedacht werden, doch sollte es nicht reproduziert werden. So schreibt Knapp (2020, S. 319), dass die Geschlechterdifferenz auf verbaler Ebene zwar oftmals abwesend ist, auf der affektiven Ebene jedoch trotzdem anwesend sein kann. Die Gratwanderung zwischen dem Benennen der Gewalt als geschlechtsspezifische einerseits und der Gefahr der Zementierung genau dieser Geschlechterdichotomie andererseits ist eine der grossen Schwierigkeiten im Zusammenhang mit dem Thema geschlechtsspezifischer Gewalt. Diese Arbeit basiert auf der Tatsache, dass Gewalt an weiblich gelesenen Personen ausgeübt wird, weil sie als weiblich gelesen werden. Diese Gewalt findet also in einem binär strukturierten Geschlechtermachtverhältnis statt. Durch das Hinterfragen der geschlechtsspezifischen Skripte, das diese Studie als zentrale Strategie gegen diese Gewalt beschreibt, werden diese gesellschaftlichen Normen jedoch aufgeweicht und eine Diversität von Geschlechtsidentitäten ermöglicht.

Um der Diversität der Geschlechter und der sozioökonomischen und geografischen Herkunft Rechnung zu tragen, wird in der Sozialen Arbeit aktuell eine Pädagogik der Vielfalt stark gefördert. Diese basiert «auf der Verwirklichung der Menschenrechte auf Anerkennung, Gleichwertigkeit und gesellschaftlicher Teilhabe unabhängig von sozialer Herkunft, Hautfarbe und Geschlecht» (Kunert-Ziel, 2015, S. 144). Die Verwirklichung einer selbstverständlichen Vielfalt ist nicht nur in der Pädagogik sehr erstrebenswert. Anerkennung, Gleichwertigkeit und Teilhabe können jedoch nur im Wissen um die teilweise verborgenen Ungleichheitsmechanismen umgesetzt werden, denn andernfalls werden letztere reproduziert. So schreibt auch Knapp (2020, S. 326), dass das Geschlecht nicht isoliert von anderen Ungleichheiten

untersucht werden kann. Auch sollten bei der Analyse der Überschneidungen von Ungleichheiten stets die historischen und kontextuellen Besonderheiten, welche diese produzieren, miteinbezogen werden. Eine zwar vielfältige, jedoch ungleiche Gesellschaft wird nicht egal, wenn alle gleich behandelt werden, ohne den zugrundeliegenden Ungleichheiten Rechnung zu tragen.

Die in dieser Arbeit aufgezeigten Handlungsstrategien setzen Ressourcen wie Selbstbewusstsein, Mut, Sicherheit und gesellschaftliche Teilhabe voraus. Diese stehen jedoch nicht allen Menschen gleichermaßen zur Verfügung. Aus intersektionaler Perspektive können Wechselwirkungen bezüglich des Zugangs zu Ressourcen und den verfügbaren Handlungsstrategien festgestellt werden. Es wäre deshalb interessant, im Anschluss an diese Studie der Frage nachzugehen, wie im Zusammenhang mit geschlechtsspezifischer Gewalt ein ermächtigender Ansatz für marginalisierte Personen unter Einbezug der verschiedenen Diskriminierungsachsen aussehen könnte. Ein erfolgversprechendes Vorgehen könnte auch hierbei darin bestehen, in einem ersten Schritt nach den Skripten zu fragen, die diese sich überschneidenden Formen der Gewalt strukturieren und ermöglichen, und in einem zweiten Schritt nach Möglichkeiten des Entlernens dieser Skripte.

Literatur

- Amnesty International Sektion Schweiz. (2019). *Befragung zu sexueller Belästigung und sexueller Gewalt an Frauen*. Verfügbar unter: https://www.amnesty.ch/fr/themes/droits-des-femmes/violence-sexuelle/docs/2019/violences-sexuelles-en-suisse/sexuelle_gewalt_amnesty_international_gfs-bericht.pdf
- Archer, M. (2010): Morphogenesis versus structuration: on combining structure and action. *The British Journal of Sociology*, 61(s1), 225-252. doi: 10.1111/j.1468-4446.2009.01245.x
- Baier, D. (2019). *Kriminalitätsoffererfahrungen und Kriminalitätswahrnehmungen in der Schweiz. Ergebnisse einer Befragung*. ZHAW. Institut für Delinquenz und Kriminalprävention. Verfügbar unter: <https://www.zhaw.ch/storage/hochschule/medien/bildmaterial/zhaw-befragung-kriminalitaet.pdf>
- Bart, P.B. & O'Brien, P.H. (1985). *Stopping rape. Successful survival strategies*. New York: Pergamon Press.
- Brava. (2021). *Medienmitteilung. Bericht der Zivilgesellschaft zur Istanbul-Konvention: Staat trägt Mitverantwortung für Gewaltsituationen!* Verfügbar unter: <https://www.brava-ngo.ch/de/medienmitteilung/bericht-der-zivilgesellschaft-zur-istanbul-konvention-staat-traegt-mitverantwortung-an-gewaltsituationen>
- Brückner, M. (2012). Soziale Arbeit mit Frauen und Mädchen: Auf der Suche nach neuen Wegen. In W. Thole (Hrsg.) *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (4. Aufl., S. 549-558). Wiesbaden: VS Verlag.
- Caignon, D. & Groves, G. (Hrsg.). (1991). *Schlagfertige Frauen. Erfolgreich wider die alltägliche Gewalt* (2. Aufl.). Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Charmaz, K. (2014). *Constructing Grounded Theory* (2. Aufl.). London: Sage.
- Dachverband der Frauenhäuser in der Schweiz und Liechtenstein (DAO). (2021). *Gewalt in Partnerschaften in der Schweiz. Bevölkerungsbefragung. Ergebnisbericht*. Verfügbar unter: https://so-tomo.ch/site/wp-content/uploads/2021/11/DAO_GewaltPaarbeziehungenSchweiz-1.pdf

- Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Mann und Frau (EGB). (2020). *Geschlechtsspezifische Formen und Folgen häuslicher Gewalt. Fachbereich Gewalt. A6 – Grundlagen*. Verfügbar unter: https://www.ebg.admin.ch/dam/ebg/de/dokumente/haeusliche_gewalt/infoblaetter/a6.pdf.download.pdf/a6_geschlechtsspezifische-formen-und-folgen-haeuslicher-gewalt.pdf
- Engelke, E., Borrmann, S. & Spatscheck, C. (2018). *Theorien der Soziale Arbeit. Eine Einführung* (7., überarbeitete und erweiterte Aufl.). Freiburg i. Br.: Lambertus Verlag.
- Flick, U. (2007). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Fritzsche, J. (2020). Selbstverteidigung. Handlungsoptionen einer physischen Gegenwehr. In R. Heilmann & J. Fritzsche (Hrsg.), *Gewaltprävention in Erziehung, Schule und Verein* (S. 205-228). Wiesbaden: Springer Nature.
- GiG-Net (Hrsg.). (2008). *Gewalt im Geschlechterverhältnis. Erkenntnisse und Konsequenzen für Politik, Wissenschaft und soziale Praxis*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Glammeier, S. (2011). *Zwischen verleiblichter Herrschaft und Widerstand. Realitätskonstruktionen und Subjektpositionen gewaltbetroffener Frauen im Kampf um Anerkennung*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Glaser, B. & Strauss, A. (1965). Discovery a Substantive Theory: A Basic Strategy Underlying Qualitative Research. *The American Behavioral Scientist*. «The proper use of men and measures». 8(6), 5-11.
- Glaser, B. & Strauss, A. (2008). *The Discovery of Grounded Theory: Strategies for qualitative research* (3. Aufl.). New Brunswick : Aldine Transaction.
- Godenzi, A. (1993). *Gewalt im sozialen Nahraum*. Basel: Helbing und Lichtenhahn.
- Graff, S. (2004). *Mit mir nicht! Selbstverteidigung und Selbstbehauptung im Alltag* (3. Aufl.). Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Hagemann-White, C. (2016). Grundbegriffe und Fragen der Ethik bei der Forschung über Gewalt im Geschlechterverhältnis. In C. Helferich, B. Kavemann & H. Kindler (Hrsg.), *Forschungsmanual*

- Gewalt. Grundlagen der empirischen Erhebung von Gewalt in Paarbeziehungen und sexualisierter Gewalt* (S. 13-32). Wiesbaden: Springer VS.
- Heimann, R. & Fritzsche, J. (Hrsg.). (2020). *Gewaltprävention in Erziehung, Schule und Verein*. Wiesbaden: Springer Nature.
- Heimann, R. & Fritzsche, J. (Hrsg.). (2021). *Gewalt- und Krisenprävention in Beruf und Alltag. Ursachen und Lösungen für Gewalt und Krisen*. Wiesbaden: Springer Nature.
- Heimann, R. (2020). Viktimologie. Prozess der Opferwerdung. In R. Heimann & J. Fritzsche (Hrsg.), *Gewaltprävention in Erziehung, Schule und Verein* (S. 47-60). Wiesbaden: Springer Nature.
- Heimann, R. (2021). Der Weg zum Opfer. Viktimologische Aspekte. In R. Heimann & J. Fritzsche (Hrsg.), *Gewalt- und Krisenprävention in Beruf und Alltag. Ursachen und Lösungen für Gewalt und Krisen* (S. 49-61). Wiesbaden: Springer Nature.
- Heiser, P. (2018). *Meilensteine der qualitativen Sozialforschung. Eine Einführung entlang klassischer Studien*. Wiesbaden: Springer Nature.
- Herman, J. (2018). *Die Narben der Gewalt. Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden* (5., aktualisierte Aufl.). Paderborn: Junfermann Verlag.
- Hohage, C. (2016). Kathy Charmaz' konstruktivistische Erneuerung der Grounded Theory. In C. Equit & C. Hohage (Hrsg.), *Handbuch Grounded Theory. Von der Methodologie zur Forschungspraxis* (S. 108-125). Weinheim: Beltz Juventa.
- Kavanaugh, P. (2015). Pathways on the sexual violence continuum: A lifestyles theory of victimization in urban nightlife. *Journal of Crime and Justice*, 38(4), 454–472. doi: 10.1080/0735648X.2014.904244
- Knapp, G-A. (2020). Achsen der Differenz – Aspekte und Perspektiven feministischer Grundlagenkritik. In S. M. Wilz (Hrsg.), *Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen* (2. Aufl., S. 301- 334). Hagen: Springer VS.
- Krohn, M., Hendrix, N., Hall, G. & Lizotte, A. (Hrsg.). (2019). *Handbook of Crime and Deviance. Handbook of Sociology and Social Research* (2. Aufl.). Cham: Springer.

- Krause, A. (2016). *Gewalt gegen Frauen in Paarbeziehungen aus der Retroperspektive betroffener Frauen. Eine biographieanalytische Untersuchung*. Göttingen: Cuvillier Verlag.
- Kruse, J. (2015). *Qualitative Interviewforschung. Ein integrativer Ansatz* (2., überarbeitete und ergänzte Aufl.). Weinheim, Basel: Beltz Juventa.
- Kunert-Zier, M. (2015). Genderkompetenz in der Kinder- und Jugendhilfe. In B. Bretländer, M. Köttig & T. Kunz (Hrsg.), *Vielfalt und Differenz in der Sozialen Arbeit. Perspektiven auf Inklusion* (S. 137-146). Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.
- Lavoyer, A. & Balke, A-L. (2022). *Ist das Okay? Ein Kinderfachbuch zur Prävention von sexualisierter Gewalt*. Frankfurt a. M.: Mabuse-Verlag GmbH.
- Limita, Fachstelle zur Prävention sexueller Ausbeutung. (2022). *Schutzkonzepte*. Verfügbar unter: <https://limita.ch/schutzkonzepte/>
- Mader, D. (2013). «Conditioning is not determinism» – Margaret S. Archers Agency-Theorie und die herrschaftsförmige Einschränkung von Handlungsfähigkeit durch Geschlecht und Klasse. In V. Kallenberg, J. Meyer & J. Müller (Hrsg.), *Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen* (S. 219-243). Wiesbaden: Springer VS.
- Marcus, S. (1992). Fighting Bodies, Fighting Words: A Theory and Politics of Rape Prevention. In J. Butler & J. W. Scott (Hrsg.), *Feminists Theorize the Political* (S. 385-403). New York: Routledge.
- Nef, S. (2020). *Ringeln um Bedeutung. Die Deutung häuslicher Gewalt als sozialer Prozess*. Weinheim: Beltz Juventa.
- Nef, S. (2021). Deutungen häuslicher Gewalt von Betroffenen im Kontext normativer Bilder und gesellschaftlicher Erwartungshaltungen. *Soziale Passagen Journal für Empirie und Theorie Sozialer Arbeit*, 13(1), 95-114. doi: 10.1007/s12592-021-00376-3
- Netzwerk Istanbul Konvention. (2021). *Umsetzung der Istanbul Konvention in der Schweiz. Alternativbericht der Zivilgesellschaft*. Verfügbar unter: https://istanbulkonvention.ch/assets/images/elements/Alternativbericht_Netzwerk_Istanbul_Konvention_Schweiz.pdf
- Norris, J., Zawacki, T., Davis, K. C. & George, W. H. (2018). The Role of Psychological Barriers in Women's Resistance to Sexual Assault by Acquaintances. In L. Orchowski & C. Gidycz (Hrsg.),

- Sexual Assault Risk Reduction and Resistance. Theory, Research, and Practice* (S. 87-110). London: Elsevier.
- Orchowski, L. & Gidycz, C. (Hrsg.). (2018). *Sexual Assault Risk Reduction and Resistance. Theory, Research, and Practice*. London: Elsevier.
- Papendick, M. & Bohner, M. (2017). «Passive victim – strong survivor»? Perceived meaning of labels applied to women who were raped. PLOS ONE 12(5), 1-21. doi: 10.1371/journal.pone.0177550
- Reichertz, J. & Wilz, S. (2016). Welche Erkenntnistheorie liegt der GT zugrunde? In C. Equit & C. Hohage (Hrsg.), *Handbuch Grounded Theory. Von der Methodologie zur Forschungspraxis* (S. 48-66). Weinheim: Beltz Juventa.
- Schröttle, M. & Glammeier, S. (2014). Gewalt gegen Mädchen und Frauen im Kontext von Behinderung, Migration und Geschlecht. In G. Wansing & M. Westphal (Hrsg.), *Behinderung und Migration. Inklusion, Diversität und Intersektionalität* (S.285-308). Wiesbaden: Springer VS.
- Spangenberg, E. (2020). *Dem Leben wieder trauen. Traumaheilung nach sexueller Gewalt* (5. Aufl.). Ostfildern: Patmos Verlag.
- Stop Femizid. (2022). *Stop Femizid* Rechercheprojekt in der Schweiz*. Verfügbar unter: <https://www.stopfemizid.ch/deutsch>
- Staub-Bernasconi, S. (2019). *Menschenwürde – Menschenrechte – Soziale Arbeit. Die Menschenrechte vom Kopf auf die Füße stellen*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Thürmer-Rohr, C. (1989). *Mittäterschaft und Entdeckungslust*. Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- UN-Generalversammlung. (1993). 48/104. *Erklärung über die Beseitigung der Gewalt gegen Frauen* (S. 239-241). Verfügbar unter: <https://www.un.org/depts/german/uebereinkommen/ar48104.pdf>
- Voigt-Kehlenbeck, C. (2004). Genderpädagogik ist eine Herausforderung. Über die Inszenierung der nachfolgenden Generationen – oder: den Blick schärfen für die pädagogische Funktion von Frauen und Männern in Einrichtungen mit gemischtem Klientel. *Sozial Extra*, 28(6), 40-45. doi: 10.1007/s12054-004-0071-x

Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview. *Forum: Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 1(1), Art. 22. Verfügbar unter:

<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228>

Wortberg, C. (1997). Bye, bye Barbie. Körpersprache und Körperbild in der Gewaltpräventionsarbeit.

Münster: Unrast.